

✓
LB 72310 R375 F5

Ortskunde

von

Reischdorf.



Zusammengestellt

von

Ernst Fischer.

UB Bayreuth

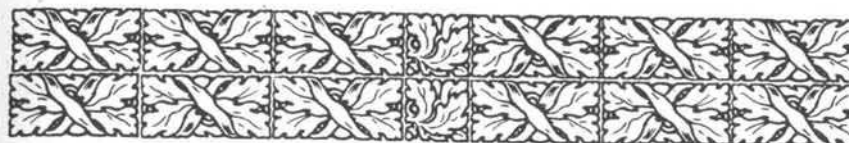


017059836466

1995



8V019 385 391



Vormort.

„Die Ortskunde von Reischdorf“ soll ein Bild aus Reischdorfs Gegenwart und Vergangenheit geben. Bei ihrer Verfassung mußte selbstverständlich aus verschiedenen diesbezüglichen Büchern, Schriften und Urkunden geschöpft werden.

Als Unterlagen vorliegender Arbeit dienen:

1. Die beiden Gerichtsbücher von Reischdorf.
2. Die Schulchroniken von Nieder- und Ober-Reischdorf.
3. Das Pfarrgedenkbuch.
4. Der Entwurf eines Berichtes über Reischdörfer Sitten und Gebräuche an die Gesellschaft zur Förderung deutscher Künste und Wissenschaften von dem † Oberlehrer Adolf Deml.
5. † Franz Jos. Stocklöm, Buch der Heimat — Der Bezirk Raaden; ferner Handschrift dieses Werkes, soweit sie Reischdorf betrifft.
6. Andreas Magerl, der Gerichtsbezirk Preßnitz.
7. Franz Haberzettl, Sagen aus dem Bezirke Raaden.
8. Friedrich Bernau, die Burgruine Hassenstein.
9. M. Luft und G. Schmidl, Geschichte der Stadt Weipert.
10. „Mei Erzgebirg“, Beilage zur „Neuen Weipertener Zeitung“, Jahrgang 1903, 1904.
11. „Keilbergjahrbuch 1909“, Verlag Franz Thoms, Buchhandlung, Weipert.
12. „Erzgebirgszeitung“, Jahrgang 1880, 1890, 1891.
13. Friedrich Sellner, Statistische Tafel des Gerichtsbezirkes Preßnitz vom Jahre 1861.

Besondere Unterstützung erfuhr der Verfasser durch Herrn Oberlehrer J. Wettengel, Reischdorf, welcher auch einen Teil der Sagen sammelte und besonders durch Herrn Oberlehrer J. Hohner, Preßnitz, welcher helfend mit Rat und Tat beistand und den größten Teil des Hilfsmaterials beistellte. Zum Schlusse sei auch jenen gedankt, welche gewünschte Auskünfte bereitwillig erteilten.

Möge das Werkchen ein gern gesehener Gast in jedem Hause werden und dazu beitragen, die Liebe zur Heimat zu stärken und zu festigen!

Reischdorf, im Scheiding (Sept.) 1921.

Ernst Fischer.

REPRINT: 1990

FRANZ DITTRICH, 6108 WEIPERTSTADT 06150/2134
ERNST HAHN, 6100 DARMSTADT

DRUCK: QUICK PRINT

INHABER BERND WIDL, 6100 DARMSTADT

Univ. Bayreuth
Univ. Bibliothek

G. 04/2736

A) Reischdorf in der Gegenwart.

Die Katastralgemeinde Reischdorf, ein Marktflecken im politischen Bezirke Preßnitz, liegt auf dem Kamme des Erzgebirges, etwa 15 km nordöstlich dessen höchster Erhebung, des Reilberges. Das Gemeindegebiet, umfassend 952 ha 46 a 57 m², ist teils Hochebene, teils ein sich gegen Westen hinziehendes Talgehänge, in welchen auch das Dorf liegt, von dem man einen oberen und unteren Ort steil (Ober- und Nieder-Reischdorf) unterscheidet. Die Grenze zwischen beiden bildet das Haus Nr. 41 auf der einen und das Haus Nr. 127 auf der anderen Seite der das Dorf durchziehenden Bezirksstraße. Eigene Ortsvertretungen haben die vollständig zusammenhängenden Ortsteile nicht, erfolgte doch die Bildung dieser Teile lediglich infolge Errichtung zweier Schulsprengel.

Die Gemeinde grenzt an folgende Gemeinden: Im Norden an Christophhammer und Sonnenberg, im Osten an Wohlau, im Südosten an Pöllma, im Südwesten an Dörnsdorf und im Westen an Preßnitz. Die höchste Erhebung innerhalb der Gemeindegrenzen ist der Reischberg (873 m), welcher jedoch, vom Orte aus gesehen, gar nicht das Aussehen eines Berges hat, sondern vielmehr einer sanften Anschwellung der Hochebene gleicht. Von ihm genießt man eine herrliche Fernsicht in die Duppauerberge, das Egertal und das Saazerland. Selbst einige Regal des böhmischen Mittelgebirges, die Brügger Berge, gewahrt das spähende Auge am nordöstlichen Horizonte. Etwa 3 km südlich des Reischberges, bereits auf Pöllmer Grund, jedoch unmittelbar an der Gemeindegrenze liegt die Pöllmer Höhe (874 m). Aber eine kleine Einsenkung zwischen beiden Höhen, am Sandberge vorüber, führt der Preßnitzer Paß, vor Jahrhunderten einer der wenigen Wege über das damals äußerst unwegsame Erzgebirge. Nordwestlich des Ortes, in einer Entfernung von 5 km (Luftlinie) erhebt sich — schon auf Christophhammerer Grund — der mächtige Hagberg (990 m), einer der höchsten Berge des Erzgebirges überhaupt. Seine Ausläufer, der alte Brand und der Muckenhübel liegen schon im Gemeindegebiete.

Die Gesteinsunterlage bilden Gneis, Ton- und Glimmerschiefer. Stellenweise, namentlich im nördlichen Gemeindegebiete lagern unter der Erde auch mächtige Torflager, welche im Jahre 1861 eine Ausbeute von 1,035.000 Torfziegeln gaben und noch jetzt ausgebeutet werden. Als hierortige mineralogische Seltenheit findet man Labradorit im Glimmerschiefer des Bahneinschnittes, 0,7 km südlich des Bahnhofes Preßnitz-Reischdorf.

In der Gemeinde entspringen nachstehende Bäche: 1.) Der Ortsbach, auch Reischdorfer Bach genannt, eine interessante Erscheinung, denn die beiden „Quellbäche“, welche sich beim „Scharfen Eck“ (Haus Nr. 142) vereinigen, haben keine Quellen, sondern verdanken ihr Entstehen den

Abfallwässern der zahlreichen im obersten Ortsteile sich befindlichen Wassertröge. In Nieder-Reischdorf, bei dem Hause Nr. 251 vereinigt er sich 2.) mit dem Brandbach und fließt etwa 500 m westlich der unteren Ortsgrenze in den Hammerle- oder Rotorellobach, welcher von da an die Bezeichnung Preßnitzer Bach führt. 3.) Der rote Bach mündet bereits auf Preßnitzer Grund in den Preßnitzer Bach. 4.) Der Brunnersdorfer-, auch Wistritzbach genannt, verläßt nach kurzem Laufe die Gemeinde, fließt durch die Gemeinden Sonnenberg, Zobetitz, Ziebertle, Brunnersdorf, Wistritz usw. zur Eger.

Eigentliche Teiche gibt es keine. Nur an einzelnen Stellen sammelt man das Wasser in kleinen Becken, um etwa ausbrechende Feuersbrünste wirksam bekämpfen zu können. Der größte derartige Teich ist der Schul-teich, dessen Ausmaß aber auch nicht viel mehr wie ein Aa beträgt.

Das Klima hat infolge der hohen Lage des Ortes (760—840 m, Bahnhof 824 m) einen ausgesprochenen Gebirgscharakter. Es ist äußerst rauh und selbst an sonnigen Sommertagen tritt selten der Fall ein, daß auf dem wegen der dort tobenden Stürme berüchtigten Reischberge völlige Windstille herrscht. Die vorwiegend westlichen Winde bringen zahlreiche Niederschläge. Bei entsprechendem Tiefstande, besonders in den Herbst- und Frühlingsmonaten, hüllen die Wolken die Gegend oft mehrere Tage hindurch in dichten Nebel. Auch bei „Gewitterschauern“ lagert er oft dicht auf der Erde. Im Winter verursacht er den häufig auftretenden Raufreif. Wenn sich dann endlich wieder einmal die Sonne zeigt, steht die Landschaft zu dieser Jahreszeit in einem prächtigen Zauberkleide da, das wohl jeden Naturfreund, weniger aber den Forstmann entzückt; denn alljährlich bricht ein großer Teil der jungen Bäumchen unter der schweren Last zusammen. Auch Telegraph und Telephon werden dann oft in Mitleidenschaft gezogen, da häufig die überlasteten Drähte reißen. Die vorwiegend westliche Windrichtung ist leicht zu erkennen, wenn man auf der Straße nach Sonnenberg oder Neudörfel wandert. Die Stämme der hier stehenden Vogelbeer- oder Ebereschbäume sind alle, mitunter recht beträchtlich nach Osten geneigt. Der Winter beginnt nicht selten schon rechtzeitig. Schneefälle zu Ende September oder anfangs Oktober sind schon wiederholt eingetreten, sodaß dann die noch anstehenden Feldfrüchte unter dem Schnee begraben und vernichtet wurden. Auch zeitige Fröste sind keine Seltenheit. Der Winter ist gewöhnlich streng. Eine dichte Schneedecke lagert auf der Erde und häufig auftretender Sturm zeitigt ein für den auf dem Wege befindlichen Wanderer oft lebensgefährliches Wehwitter. Die Windwehen erreichen mitunter eine Höhe bis zu 3 m, weshalb es nicht wundernehmen darf, wenn in den Bahneinschnitten selbst die den Zügen vorausgeschickten Schneepflüge stecken bleiben. Besonders arg war es z. B. im März 1907, wo in der Nähe des Wächterhauses Nr. 264 infolge des großen Widerstandes der Schneemassen ein Lastzug da die Ketten rissen, in drei Teile zerrissen wurde und so zum Stillstande kam. Ehe Hilfe zur Stelle war, war er eingeschneit und vom Kamine der Lokomotive nur noch ein winziger Teil zu sehen. Drei Tage dauerte es, ehe der Verkehr mit Komotau wieder aufgenommen werden konnte und vier weitere Tage vergingen,

bis auch jener nach Weipert wieder eröffnet wurde. Andere solche „Wetterwinkel“ außer der „Bösen Subl“, in deren Nähe erwähntes Wächterhaus steht, sind der Reischberg und der Sandberg. Die an ihnen vorüberführenden Straßen werden infolge der großen Verwehungen oft unbefahrbar. So zeitig der Winter eintritt, so spät verläßt er uns. Die „liebliche Maienluft“, von der die Dichter singen, ist öfters eine kalte Schneeluft, welche Neuschnee mit sich bringt. Der abgehärteten Jugend verschlägt das rauhe Winterwetter aber wenig. Sobald der Tag nur halbwegs freundlich ist, zieht sie, mit Schlitten und Schneeschuhen ausgerüstet, hinaus, um dem Wintersporte zu huldigen. Der kurze Sommer ist häufig ganz verregnet. Völlig trockene Sommer gehören zu den Seltenheiten. Solche abnorme Jahre waren im begonnenen Jahrhundert 1904, 1911, 1921.

Daß unter solchen Umständen der Ackerbau nicht so bedeutend ist, als er es bei der großen unbewaldeten Fläche sein könnte, ist daher einleuchtend. Man betreibt hier noch die sogenannte Eggartenwirtschaft, über die im Abschnitt B 5 noch berichtet werden wird. Die Hauptfrüchte sind Korn, Hafer, Kartoffeln, Dorschen, Futterrüben und Kraut. Auch etwas Flachs wird hie und da gebaut. Ehemals war der Flachsbaue viel beträchtlicher und gegenwärtig sieht man noch am Wohlauersteig Überreste alter „Brechthäuser“. Während der Kriegszeit wurden auch Versuche mit dem Anbaue von Weizen und Gerste angestellt, welche, da in diesen Jahren der Winter verhältnismäßig spät eintrat, auch zur Reife gelangten. Ein großer Teil des unbewaldeten Bodens ist mit Gras bestanden, welches als Futter für das verhältnismäßig zahlreiche Vieh dient. Über den gegenwärtigen Viehstand fehlen verlässliche Angaben. Nach den „Statistischen Tafeln“ von Fr. Sellner gab es 1861 hierorts: 83 Pferde, 364 Rinder, 318 Kälber unter 3 Jahren, 2 Schafe, 128 Ziegen und 155 Schweine. Die Zahl der Pferde ist inzwischen infolge des Darniederliegens des Fuhrwesens bedeutend gesunken. Nach der Anbauflächenenerhebung vom Jahre 1920 verteilte sich das Gemeindegebiet wie folgt: Gärten 2 a, Hutweiden 71 ha 1 a, Wälder 111 ha 10 a, unproduktive Bodenflächen 54 ha 61 a, Ackerboden 715 ha 97 a. Von den Waldungen waren 63 ha 74 a, Eigentum der Gemeinde, der Rest Bauerwälder. Der Ackerboden verteilte sich wieder folgendermaßen: 23 a Sommerweizen, 5 ha 78 a Winterkorn, 17 ha 18 a Sommerkorn, 5 ha 59 a Sommergerste, 69 ha 96 a Hafer, 1 ha 10 a Mißfrucht, 3 ha 34 a Flachs, 26 ha 72 a Spätkartoffeln, 6 ha 28 a Dorschen, 3 ha 70 a Kraut. — 569 ha 19 a des Ackerbodens waren als „Wechselliesen“ und 2 ha 84 a als reine Brache in Verwendung. Die Pflanzennelt weist nachstehende am häufigsten vorkommenden Arten auf: Bocksbart, Brunnenkresse, Dotter-(Butter)-Blume, Ehrenpreis, Gänseblümchen oder -Röschen, Glockenblume (Fingerhut), Hahnenfuß, Hirtentäschelkraut, wilde Kamille, Ruckuckschlingel (Ruckuck), Löwenzahn, Maiglöckchen, Rot-, Horn- und weißer Klee, Sauerampfer (Sauerlump), Stiefmütterchen, Thymian, Fuchsschwanz, Schafgarbe (Ragenschwänze), Taubnessel, Pferdekümmel, Sauerklee, Wegerich, Bergameinicht, Bucher- oder Drakelblume (Käseblume), Wollgras usw. Botanische Seltenheiten sind die „fleischfressenden“ Pflanzen Sonnentau und Fettkraut, welche man vereinzelt auf den moorigen Wiesen am südlichen Fuße des Hagberges antrifft.

Ein großer Teil des Gemeindegebietes ist, wie schon erwähnt, mit Wald bestanden. Der am häufigsten vorkommende Nadelbaum ist die Fichte; vereinzelt bzw. in kleineren Beständen trifft man Tannen, Lärchen, Föhren (Kiefern), sowie Laubbäume. Auf moorigen Waldboden tritt vereinzelt die Zwergbirke auf, deren Blätter die Größe eines Einhellersstückes kaum erreichen. Von Beerensträuchern wächst am häufigsten die Heidel- oder Schwarzbeere, nicht so zahlreich die Preiselbeere und in geringen Mengen kommen Him- und Erdbeere vor. In günstigen Jahren liefern diese Sträucher eine Menge wohlschmeckender Beeren. Alt und jung wandert dann mit Töpfen, Krügen, Kannen, ja selbst Eimern in den Wald, einesteils um den Haushalt mit diesen Früchten zu versehen, andernteils um einen kleinen Verdienst durch deren Verkauf zu finden. Im Sommer und Herbst wachsen ferner schmackhafte Schwämme, welche eifrig gesammelt werden und ebenfalls eine kleine Erwerbsquelle bieten. Die wichtigsten hier vorkommenden essbaren Schwämme sind: Der Stein- oder Herrenpilz, der Rötling, der Butter- und Graspilz, die Morchel, der Birken- und Feuerpilz, seltener der Gelbling oder Eierschwamm. Die am häufigsten wachsenden einheimischen Gifschwämme sind: der Fliegen-, Schuster- oder Satanspilz, der Gifstäubling, der Knollenpilz u. a. In den feuchten Schluchten wachsen zahlreiche Farne. Die häufigsten Waldblumen sind: Arnika, Sauerklee und Bergweidenröschen. Für die Jagd bietet die Tierwelt wenig. In den großen Waldbeständen halten sich: Rehe, Hasen, Reb-, Vork- und Auerhühner, Schnepfen und Krammetsvögel oder Ziemer. Letztere suchen auch gerne die Beeren der Ebereschbäume auf. Als Vertreter der Raubtiere trifft man den Fuchs, den Marder, das Wiesel und den Iltis. Zu den heimischen Raubvögeln gehören: Waldeule, Habicht, Dohle und Würger. — Andere heimische Tiere sind: Igel, Maulwurf, Eichhörnchen, Feld- und Waldmaus, Ratte, Kreuzotter, Ringelnatter und Blindschleiche. Von den munteren Sängern weilen im Sommer bei uns: Stare, Zippen, Grasmücken, Zaunkönige, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, verschiedene Meisenarten, Finken, Lerchen, Zeisige, Ammerlinge, Hänflinge, Schwalben, Bachstelzen und der Kuckuck. Specht und Sperling bleiben auch im Winter der Heimat treu. Die Käserwelt ist durch folgende Arten vertreten: Mai-, Kieferntrüffel-, Roß-, Borken- und Wasserkäfer, Holzkopf und Trochopf. Zu diesen schädlichen Arten gesellen sich folgende nützliche: Totengräber, Marien-, Sandlauf-, Johannis- und Goldkäfer. Die Schmetterlingswelt ist nicht besonders zahlreich vertreten. Am häufigsten werden getroffen: Kohlweißling, Fuchs, Trauermantel, Tagpfauenauge und Zitronenfalter. Zu den einheimischen Insekten gehören überdies: Hummeln, Wespen, Schnattheuschrecken, Wasserjungfer, Grillen, verschiedene Ameisen und einige Spinnenarten. Vertreter der Weichtiere sind: Regenwurm und Schnecken. An Fischen ist die Gegend arm. In Waldbächen fängt man Forellen, Grundeln und mitunter Aale.

Bodenschätze besitzt unsere engere Heimat sehr wenig. Es werden lediglich Bausteine gebrochen und der Moorboden liefert Torf als Streu und Brennmaterial.

Bei dem Fehlen der Vorbedingungen für eine Industrie und dem Orange zum Handelsgewerbe konnte sich bisher eine Fabriksindustrie

nicht entwickeln. Dagegen ist die Hausindustrie von hoher Bedeutung für den Ort. Viele Leute verdienen durch Spigenklöppeln einen großen Teil ihres Lebensunterhaltes. Ein großer Teil der Ortsinsassen ist gezwungen, in die Fremde zu ziehen, um dort durch Hausierhandel die notwendigen Mittel zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse zu erwerben. Haupthandelsartikel sind Klöppelspigen, zum Teil auch Bettsfedern und Wirkwaren. Der einst blühende Grünwarenhandel ist dermalen von untergeordneter Bedeutung. Der übrige Teil der Einwohner betreibt Landwirtschaft und verschiedene Gewerbe. Tagelöhner gibt es hier verhältnismäßig wenig.

Die Verkehrsverhältnisse sind als günstig zu bezeichnen. Die durch die Gemeinde führende Linie der Buschtährader Eisenbahn stellt einerseits die Verbindung mit dem Innern Böhmens, andererseits über Weipert mit Sachsen her. Der Bahnhof liegt im obersten Ortsteile und führt die Bezeichnung „Preßnitz-Reischdorf“. Gegenwärtig verkehren vier Personen- und einige Lastzüge nach jeder Richtung. Zur nahen Bezirksstadt Preßnitz führt eine Straße, von wo aus man dann nach Schmiedeberg, Dörsdorf, Köstelwald, Kupferberg, Christophhammer, Jöhstadt, Pleil oder Weipert kommt. Im oberen Ortsteile, beim „Scharfen Eck“, teilt sich die von Preßnitz kommende Straße. Die eine Straße führt durch die „Gabel“ am Sandberge vorüber nach Neudörsf, Kaaden usw. Die andere Straße führt durch den „Pfannenstiel“ auf den Reischberg, wo eine neuerliche Gabelung eintritt. Die eine Straße führt über Sonnenberg, Krüma nach Komotau, die andere über Wohlau nach Brunnensdorf. In die Fluren und Waldungen führen zahlreiche, teilweise tiefeingeschnittene Fahr- bzw. Feldwege.

Reischdorf ist seit 1872 Sitz eines Postamtes (Siehe auch „Reischdorf in der Vergangenheit“). Der Verkehr bei diesem Amte gestaltete sich im Jahre 1920 wie folgt:

Rekommandierte (eingeschr.) Briefe	4426	eingelangt	2734	abgegangen
Pakete	2998	„	1450	„
Telegramme	850	„	507	„
Postanweisungen	1347	„	2303	„

Außerdem wurden 4219 Posterslagscheine eingezahlt und 1905 telephonische Gespräche geführt. Eingelangt sind ferner 1110 Zahlungsanweisungen, 1006 Nachnahmeforderungen, 26 Postzahlungsanweisungen und 5 Postaufträge. Bedientet sind beim hiesigen Postamte außer dem Postmeister 2 Orts- und ein Landbriefträger. Zum Posttragon Reischdorf gehören die Ortschaften Böllma, Neudörsf, Laucha und Tomitschan.

Bei der letzten Volkszählung (15. 2. 1921) zählte Reischdorf 2248 Einwohner. Die Zahl derselben ist seit den letzten Jahrzehnten bedeutend zurückgegangen. Vergleichsweise seien hier die Ergebnisse früherer Volkszählungen angegeben. Die Einwohnerzahl betrug:

1861	2197	1900	3571
1880	2919	1910	2926
1890	3211	1921	2248

Von den 346 Häusern sind ungefähr 30 teils Brandstätten, teils abgetragen. Der Ort zerfällt, wie bereits erwähnt, in die Ortsteile Nieder- und Ober-Reischdorf. Die Häuser ziehen sich längs der Straße hin. Im

oberen Ortsteile sind zwei solcher Reihen „die Gabel“ und der „Pfannenstiel“. Auf dem Reischberge, an der Straße nach Wohlau steht eine Gruppe von 7 Häusern, die sogenannten „Berghäuseln“, die ebenfalls zum Orte gehörten. Öffentliche Gebäude sind: das Rathaus und Postamt, der Bahnhof, die Schule zu Ober- und jene zu Nieder-Reischdorf, die Kirche und das Armenhaus. Zu den Wohlfahrtseinrichtungen gehört der Ortsfriedhof außerhalb, ungefähr gegen die Mitte des Dorfes gelegen, ferner die 1911 der Benützung übergebene Wasserleitung, welche den unteren und mittleren Ortsteil mit klarem Quellwasser aus dem Hagberggebiete versorgt. Der Hochbehälter steht in der Nähe des Armenhauses beim Eingange in die „Viehtrift“ („Viehtrab“). An der Straße aufgestellte Hydranten dienen zur wirksamen Bekämpfung etwaiger Feuersbrünste. Der Bau dieser von der Wassergenossenschaft Nieder-Reischdorf hergestellten Wasserleitung kostete ungefähr 70.000 K. Im Herbst 1920 wurde seitens der Gemeinde der Bau eines Ortsnetzes für die elektrische Lichtleitung in Angriff genommen, welche Arbeiten, einschließlich der Hausanschlüsse anfangs Sommer 1921 beendet waren. Am 24. März (Gründonnerstag) 1921 brannte hierorts zum ersten Male das elektrische Licht in einer Reihe von Häusern. Die übrigen wurden nach und nach angeschlossen. Der Kostenaufwand für diese Anlage betrug rund 700.000 K. Der Strom wird von der Überlandzentrale in Zwickau (Sachsen) bezogen.

An der Spitze der Gemeindeverwaltung steht der Gemeindevorsteher mit zwei Stellvertretern, sieben weiteren Gemeinderäten und zwanzig Ausschußmitgliedern. Für die Kanzleiarbeiten ist ein eigener Gemeindefekretär bestimmt, der Sicherheitsdienst obliegt zwei Polizisten und die Aufsicht über die Gemeindevewaltungen führt ein Gemeindeheger.

Der wichtigste Ortsverein ist wohl die „Freiwillige Feuerwehr“, welche sowohl bei der unteren als auch oberen Schule ein Spritzenhaus, bei letzterem überdies einen Steigerturm, ferner an verschiedenen Stellen im Orte Leiterndepots besitzt. Andere Vereine sind:

- 1.) Wassergenossenschaft Nieder-Reischdorf.
- 2.) Feuerschadenvergütungsverein.
- 3.) Spar- und Darlehenskassenverein (System Raiffeisen).
- 4.) Krankenunterstützungsverein.
- 5.) Deutscher Turnverein.
- 6.) Deutscher Männergesangsverein (seit 1862).
- 7.) Bund der Deutschen in Böhmen, Ortsgruppe Reischdorf.
- 8.) Land- und forstwirtschaftlicher Verein.
- 9.) Lokalorganisation des Bundes der Landwirte.
- 10.) Lokalorganisation der sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
- 11.) Spitzenhändlerverein.

Vor kurzem löste sich der seit zwei Jahrzehnten bestandene Anpflanzungs- und Verschönerungsverein mangels Mitgliedern freiwillig auf. Ihn verdankt der Ort die Anlagen bei beiden Schulen und jene gegenüber dem Rathause. Sein Verdienst ist es auch, daß sich der beim Kaufmann Schlosser nach Přebniz abzweigende Weg in einem besserem Zustande als früher befindet. — Der seit Jahren bestehende Kirchenbauverein hat bereits seit einer Reihe von Jahren seine Tätigkeit eingestellt, ist aber nicht aufgelöst.

B) Reischdorf in der Vergangenheit.

1.) Geschichte des Ortes Reischdorf.

a) Von den ältesten Zeiten bis zur Beendigung des dreißigjährigen Krieges.

Das genaue Gründungsjahr des Ortes ist unbekannt. Nach einer unverbürgten Sage soll Reischdorf seine Entstehung den Bewohnern des Dorfes Spindelsdorf verdanken, welches an der alten von Přebniz nach Sebastiansberg führenden Straße, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von Sonnenberg entfernt, im Walde am Spindelsbach gelegen haben soll und wo man noch vor Jahren Mauerreste und halb zerfallene Keller gesehen haben will. Nachdem Spindelsdorf im 30-jährigen Kriege zerstört worden war, sollen sich seine bisherigen Bewohner weiter südlich, am Westabhange des Reischberges, niedergelassen und so den Ort Reischdorf gegründet haben. So viel ist jedoch geschichtlich nachweisbar, daß der letzte Teil der Sage auf Unwahrheit beruht, denn bereits 1490, also 128 Jahre vor Beginn des 30-jährigen Krieges wird Reischdorf schon urkundlich erwähnt. Am 22. Jnni 1490 wurden nämlich nach dem Ableben Jaroslaus von Lobkowitz, des Besitzers der Herrschaft Hassenstein, dessen Besitzungen unter seine 3 Brüder geteilt, wobei der jüngste namens Bohuslav außer anderen Orten auch das Dorf Reischdorf erhielt, welches mithin im erwähnten Jahre schon bestand.

Was nun den Ort Spindelsbach betrifft, sei hier erwähnt, daß 1367 ebenso 1418 der Name Spinebuch als Bezeichnung einer zu Přebniz gehörenden Waldflur auftaucht. 1449 gehörte das Dorf Spindelsbach zum Besitze des Grafen Schönbürg zu Klösterle, 1517 war es nur noch ein Meierhof, mithin wahrscheinlich zur Zeit der Hussitenkämpfe größtenteils zerstört worden. In der Zeit nach dem 30-jährigen Kriege wird nirgends mehr des Meierhofes Erwähnung getan, sodaß als sicher angenommen werden kann, daß dieser Überrest des Dorfes in diesem Kriege in Schutt und Asche sank.

Kehten wir nun zum Orte Reischdorf zurück. Er bestand, wie schon erwähnt, bereits 1490. Im Jahre 1367 jedoch, zu welcher Zeit die gesamte Umgebung des Ortes schon zur Hassensteiner Herrschaft (Burgbann) gehörte, wird Reischdorf noch nicht im Verzeichnisse der untertanenen Dörfer angeführt, weshalb mit Recht anzunehmen ist, daß die Gründung des Ortes in die Zeit zwischen 1367 und 1490 fällt. Die Vermutung, es verdanke seine Entstehung entweder direkt oder indirekt dem Bergbaue ist vollkommen begründet, denn bereits in der Mitte

des 14. Jahrhunderts stand der Silberbergbau zu Preßnitz, welches damals eine eigene Münzstätte hatte, in hoher Blüte. Es erscheint daher glaubwürdig, wenn angenommen wird, daß sich in der Nähe des Reichsberges Fuhrleute niedergelassen haben, welche die Fertigprodukte des Bergbaues in die Fremde verfrachteten und andererseits das für die Schmelzhütten erforderliche Hilfsmaterial herbeischafften. Es ist aber auch die Vermutung nicht ohne weiters von der Hand zu weisen, daß der Ort von Bergleuten selbst angelegt wurde, da der böhmische König Poděbrad dem Grafen Georg v. Niklas II. von Hassenstein und seinen Erben 1459 das Recht der Bergfreiheit zur Ausbeutung der Erze im Umkreise von 3 Meilen von der Burg Hassenstein erteilt hatte. Es ist einleuchtend, daß auf Grund dieses Privilegs zistig an Aufschlüssen neuer Schächte gearbeitet wurde, daher nicht ausgeschlossen, daß auch im hiesigen Gemeindegelände nach Silber oder einem anderen Erze gegraben wurde. Verstärkt wird letztere Annahme dadurch, daß an der Gemeindegrenze gegen Dörnsdorf noch jetzt Reste alter Haldenzüge zu sehen sind, welche zum Teil von der angeblich dort gestandenen Zeche „Schwarzer Busch“ stammen sollen.

Reischdorf, welches früher Reustorff, Reuschdorf auch Reichsdorf genannt wurde, führt seit 1767 den gegenwärtigen Namen. Wem der Ort den Namen verdankt ist unbekannt, doch dürfte es hier, wie vielfach anderwärts, der Fall sein, daß er ihn seinem Gründer, welcher Reich oder Reusch (Reisch) geheissen haben mag, verdankt. Die Sprache der Einwohner war von jeher die deutsche, dies bezeugt nicht nur der Name des Ortes, sondern auch die alten Flurnamen:

Ortsried, gegen Dörnsdorf, gegen Preßnitz, gegen Pöllma, auf der Höhe, Pfannenstiel, Gabel, Reuten, Heiden (Haid), Spindelhütte, Lägerstatt, Viehtrift (Viehtrab, Vieterab), Lohse, Steinbügel (=büchel), am Reischberg, an der Klösterler, Raadner und Wohlauserstraße, am Sonnenbergersteig, am Quierweg (Quiertweg), beim roten Bach, am Klösterweg, beim Forstsch, beim Kirchensteig. Auch die am häufigsten vorkommenden Familiennamen deuten auf den deutschen Ursprung des Ortes hin. Solche sind: Jser (früher Jser), Pöschl, Peinelt, Bach (Pach), Schlosser, Schuster, Köhler, Ehnert, Tobisch, Eberle (Eberlein), Böhn, Hühnl, Schneider, Rück, Fischer, Jugl, Schiel, Stang und Hudl. (Letztere 3 kommen jetzt nur noch als Hausnamen vor.) Alle diese Namen finden wir in den ältesten Schriften, besonders in dem alten Gerichtsbuche, das im Gemeindeamt aufbewahrt wird und welches bis 1546 zurückreicht. Eigentlich sind es 2 Bücher, welche, obwohl ihre Titelblätter voneinander verschiedene Bestimmungen angeben, doch beide ziemlich das Gleiche enthalten, nämlich: Hauskäufe und -verkäufe, Gerichtsverhandlungen vor dem Ortsrichter und einige Anmerkungen für die Chronik. Das eine Buch trägt folgende Inschrift:

„Handelsbuch darinnen Allerley sachen Alß Käuff und Schläghandel sowohl schmehung beigelegt und vertragen. Aufgerichtet Anno 1628.“

Dieser Teil wurde dem schon 1546 bestehenden Gerichtsbuche angefügt. Der zweite, später angelegte Band, hat folgendes Titelblatt:

„Reuschdörffer Neues gericht's Buch Worinnen zu sünden mit dero gnädigen Obrigkeit undt der Reuschdörffer Reinung. Wie auch der

Pölmmer undt Reuschdörffer gemein Reinung Von einem Rein Stein zum andern wie weith auch was vor Ein Zeichen darunter zu sünden ist. Fernes sollen auch In dieses Buch zu Erwer gedächtnus hineingeschrieben werden allerley Hauß Käuff Zandk Schlägerei Vormörff u. vergleich Handel. Solches ist Im Gerücht worden von dem damaligen Regierenden Richter Franziscus Peinelt und dero Gerichtsgeschworenen Georg Köhler, Andreas Pach, Andreas Schloßer, Johann Peinelt, Johann Tschöck, Friedr. Hahn, Daniel Schloßer, Samuel Hahn, Karl Schloßer und Johann Landrock. Johann Andreas Lanngg, p. t. Gerichtschreiber.

Im Jahre anno domini Jeshu Christi Anno 1714.“

Wie ersichtlich sind in erwähnten Büchern auch die Namen der jeweiligen Richter und Geschworenen zu finden und zwar sind es fast ausschließlich nur die vorher erwähnten, ein Beweis, daß die Familien dieser Namensträger zu den ältesten Bewohnern des Ortes gehören.

Deutsch wie Sprache und Namen der Bewohner ist auch die Anlage des Ortes. Reischdorf bestand und besteht noch jetzt aus Einzelhäusern. Hinter jedem Hause lag der zugehörige Streifen Grundstück. In neuerer Zeit ist aus dem Orte allerdings ein „Straßendorf“ geworden. Ursprünglich führte der Fuhrweg nicht so wie jetzt die Straße mitten durch das Dorf. Er kam von der „Gabel“ herunter, schnitt zwischen den Häusern Nr. 28 und Nr. 29 durch und ging auf der südlichen (linken) Dorffseite hinunter bis zu Nr. 66, wo er über den Bach setzte. Fuhrwerke von Wohlau kommend, fuhrten hinter dem Dorfe auf der sogenannten „Wohlauserstraße“ hinunter, welche bei Haus Nr. 98 ins Dorf mündete und sich mit dem Dorfweg unterhalb der gegenwärtigen Schule in Nieder-Reischdorf vereinigte. Von hier führte der Weg dann zwischen Haus Nr. 95 und Nr. 96 hindurch nach Preßnitz. Die Fuhrleute, welche von Raaden kamen und nicht durchs Dorf fahren wollten, benützten die „Raadnerstraße“, jenen Weg, welcher vom Sandberge hinter den Häusern herunterführt und beim Preßnitzer Armenhaus in die Bezirksstraße einmündet.

Bei Einführung der Konskriptions- (Haus-) Nummern (unter Kaiserin Maria Theresia) hatte der Ort 198 Häuser. Nr. 1 erhielt das südlich der Straße gelegene Haus am Sandberge, dann ging es auf der südlichen Ortsseite herunter, wo mit Nr. 74 die Preßnitzer Ortsgrenze erreicht wurde, dann auf der anderen Seite und im Pfannenstiel hinauf bis Nr. 170, sodann auf der anderen Seite dieses Ortsteiles herunter bis zur Kirche und schließlich in der „Gabel“ auf der nördlichen Seite hinauf wo das letzte Haus, welches Nr. 1 gegenübersteht, die Nr. 198 erhielt.

Schon seit Bestand des Ortes scheint er von einem großen Teile von Ackerbauern besiedelt gewesen zu sein, die jedoch, da der Ertrag der Grundstücke infolge des rauhen Klimas viel zu wünschen übrig ließ, wahrscheinlich zugleich Fuhrleute und Händler waren, ist es ja bekannte Tatsache, daß ehebem hierorts sehr wenig Grund für den Ackerbau zur Verfügung stand und weit mehr als die Hälfte des jetzt vom Pfluge durchfurhten Bodens noch mit Wald bestanden war. Nicht minder bekannt ist der Umstand, daß das Erzgebirge schon damals infolge des vieler Orten blühenden Bergbaues eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung hatte, ja, daß manche Orte vielleicht mehr Einwohner als gegenwärtig besaßen. Man kann mithin als richtig annehmen, daß die

Reischdorfer schon zu jenen Zeiten die Gebirgsbewohner, insbesondere die Bergleute mit den nötigen Lebensmitteln und Bedarfsartikeln versorgten, welche sie aus dem fruchtbaren Innern Böhmens mittels Fuhrwerk herbeischafften und dadurch ihren Lebensunterhalt erwarben.

In den ältesten Zeiten soll der gesamte 8—9000 Joch umfassende Grundbesitz bloß von 40—50 Bauern besiedelt gewesen sein. Die noch heute vorhandenen Fahrwege bildeten die Grenze zwischen den einzelnen Besitzern. Ein solcher umfaßte gewöhnlich 2 Huben, deren Ausmaß aber ungleich war. Später teilten die Bauern ihren Besitz unter ihre Kinder und durch fortgesetzte Teilung entstanden die sogenannten „Achtel“. Neue Häuser wurden darauf gebaut und so kommt es, daß heute 8—10 Häuser zwischen zwei solchen Fahrwegen stehen. Nach unkontrollierbarer Ablieferung soll auch der Raum zwischen den Häusern Nr. 98 und Nr. 108 einen Hof gebildet haben. Die dahinter liegenden Felder hatten bis zum Quersweg (Hafesteig) gereicht. Das Haus Nr. 100 soll das Hofgebäude und um 1500 errichtet worden sein. Dabei stand angeblich eine kleine Mühle, welche das Wasser aus einem nahen Teiche erhielt (Jetzt Wiese zu Nr. 224), dieser erhielt Zufluß durch eine Holzrinne. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß dieser Hof wirklich jemals bestanden hat.

Die hiesige Ortschaft war zu jenen Zeiten der Herrschaft Hassenstein untertan. Der älteste Besitzer Reischdorfs war das Fürstengeschlecht Lobkowitz, welches auf der Burg Hassenstein seinen Sitz hatte. Gleich anderwärts mußten auch hier die ansässigen Einwohner dem Grundherrn verschiedene Leistungen darbringen, so vor allem den Zehent, d. i. den 10. Teil eines Ernteertrages abliefern, Feld-, Wald- und ähnliche Arbeiten zu gewissen Zeiten unentgeltlich verrichten (roboten). Ohne Einwilligung der Grundobrigkeit durfte der Bauer seine Kinder keinem anderen Berufe zuführen als dem, den er selbst versah. Dem Grundherrn oblag auch die Gerichtsbarkeit. In den ihm untergebenen Orten setzte er den Ortsrichter nebst den Geschworenen ein, deren Tätigkeit sich teilweise mit jener der heutigen Gemeindevertretungen deckte, sich andererseits aber auch auf die Schlichtung von Rechtsachen geringerer Bedeutung erstreckte. Über größere Übertretungen, Vergehen, Verbrechen usw. stand dem Gutsherrn selbst die Rechtssprechung zu und gegen seine Entscheidungen gab es keine Berufung.

Die jeweiligen Ortsrichter fertigten mit den Geschworenen die Einzeichnungen in die Gerichtsbücher. Auf Grund solcher Eintragungen konnten als Ortsrichter von Reischdorf festgestellt werden:

Matthes Richter (1550, 53, 58), Brosius Neukirchner (1563, 65, 66, 69), Urban Richter (1579), Brosius Neukirchner (1582), Kaspar Hahn (1583, 85, 87), Andreas Richter (1596), Elias Richter (1628), Hannß Dser (1620, 36), Christoph Panhans sen. (1671), Georg Köhler (1709), Franz Peinelt (1714, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 24), Johann Peinelt (1725), Johann Landrock (1725, 27), Franz Peinelt (1728, 29), Michel Schuster (1736, 37), Johann Landrock (1740), Franz Peinelt (1741—47), Christian Rimpl (1755, 56, 57, 59, 60), Johann Christoph Löffler (1763, 65), Josef Schlosser (1767, 69), Lorenz Peinelt (1770), Gottfried Tobisch (1771), Michl Schuster (1772, 73), Gottfried Tobisch (1776, 81, 82, 83, 85, 97, 1800), Michl Tschöck Nr. 178 (1805, 07),

Franz Panhans (1811, 13), Franz Hahn (1818), Michel Bach (1821), Franz Hahn (1829, 30).

Im Jahre 1533 übergang zugleich mit der Stadt Pörsnitz auch Reischdorf in den Besitz des Grafen Hieronymus Schlick, welcher aber, weil er sich am Aufstande der protestantischen Fürsten gegen Kaiser Karl V. beteiligt hatte, zur Strafe seine Besitzungen 1547 an diesen gegen eine äußerst geringe Entschädigung überlassen mußte. Nunmehr unterstand Reischdorf nebst anderen Orten der kaiserlichen Herrschaft zu Pörsnitz, welche von einem Hauptmanne verwaltet wurde, der im dortigen Schlosse (Amthaus) wohnte, welches auf der Stelle des gegenwärtigen Forstamtes stand. Zu jener Zeit hatte bereits ein großer Teil der Erzgebirgler den protestantischen Glauben angenommen und man geht infolgedessen nicht fehl, wenn daraus gefolgert wird, daß auch die Reischdorfer schon in überwiegender Zahl protestantisch geworden waren und gleich ihren Nachbarn standhafte Bekenner der neuen Lehre wurden.

Der infolge der Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten 1618 ausgebrochene traurige Religionskrieg, der 30-jährige Krieg, suchte das Erzgebirge, namentlich unsere engere Heimat, besonders schwer heim. Wiederholt zogen kaiserliche als auch sächsische und schwedische Truppen plündernd, sengend und brennend durch. Inwieweit Reischdorf selbst in diesem Kriege gelitten hat, berichtet keine Urkunde. Aber aus dem Nachfolgenden ist unschwer zu ersehen, daß auch den hiesigen Einwohnern Not, Sorge und Kummer nicht erspart blieben.

Bis zum Jahre 1631 scheint die Gegend weniger von diesem Krieg berührt worden zu sein. In diesem Jahre aber kamen die Sachsen ins Land gezogen. Pörsnitz und die ganze Umgebung erzitterten unter den Gewalttaten des Feindes, welcher im Mai des nächsten Jahres wieder vertrieben wurde. Darauf wurden die Grenzpfässe, deren nur wenige über das damals mit nahezu undurchdringlichen Wäldern bestandene Erzgebirge führten, in der Weise verhauen, daß viele Tausend Stämme gefällt, das Holz übereinander geschichtet und in Pörsnitz 2 Schanzen und 1 Wacht haus errichtet wurden. Vor Vollendung der Schanzen mußten die Gebirgsbewohner, also sicher auch die nahen Reischdorfer, 4 Wochen lang in großer Zahl die Verhau bewachen.

Im Sommer 1632 marschierte ein Teil der entmenschten Horden Lützensteins, von Raaden kommend, über (Reischdorf)-Pörsnitz nach Sachsen und nach der Schlacht bei Lützen (November 1632) sluteten 16.000 Mann dieses Heeres auf dem gleichen Wege zurück. Die böhmischen Grenzzorte, vermutlich auch Reischdorf, blieben in den nächsten Jahren von kaiserlichen Truppen besetzt, welche sich allerlei Grausamkeiten und Erpressungen an der armen, wehrlosen Bevölkerung zu Schulden kommen ließen, ebenso die Sachsen, welche wiederholt brandschatzend einfielen.

Noch sollte es schlimmer kommen! Im Jahre 1639 brach die größte Bedrängnis herein. Unsere Gegend glückte in diesem und den folgenden Kriegsjahren einem großen Heereslager, welches abwechselnd von kaiserlichen und feindlichen Truppen bezogen wurde. Nach dem Siege bei Chemnitz brach der schwedische Feldherr Banér von allen Seiten nach Böhmen ein und das ohnehin schon arg mitgenommene Land wurde

vollends in eine Wüstenei umgewandelt. Wiederholt marschierten Schweden unter dem Obristen Hans Wachtmeister, General Königsmark, Obrist Schlangen über Preßnitz (Reischdorf) nach Kaaden.

Im Jahre 1640 ermannte sich endlich die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold und trieb die Schweden nach Sachsen zurück. Diese hielten sich aber so lange im Gebirge, bis alle Geschütze und Beute geborgen waren. Im Jahre darauf flüchtete der bei Regensburg geschlagene Feldherr Banér mit dem Reste seines Heeres über den einzigen offenen Ausweg, nämlich über Eger—Kaaden—(Reischdorf)—Preßnitz nach Sachsen. Doch verblieben kleinere Truppenteile immer noch in der Gegend, denn der Banér verfolgende kaiserliche Heeresteil kehrte nach kürzerem Aufenthalt in Sachsen 1642 über den Preßnitzer Paß zurück. Nach Banérs Tod wurde General Torstenson die Geißel unserer Heimat. Nachdem schon im Jänner 1645 ein kleinerer Truppenteil von Annaberg über Preßnitz in Kaaden vorgedrungen war, folgte noch im nämlichen Monate der Fehd- herr mit der Haupttruppe nach. Während der eine Teil über Reizen- hain nach Komotau marschierte, zog der andere über Preßnitz nach Kaaden.

Im Jahre 1645 schloß das vom Kriege ebenfalls schwer heimgesuchte Land Sachsen Frieden, sodaß nunmehr infolge des Aufhörens der Truppen- durchzüge im Gebirge etwas mehr Ruhe eintrat. Drei Jahre später wurde endlich allgemeiner Friede geschlossen. Aber wie sah es in der von der Kriegsfurie durchwühlten Heimat aus. Aus tausend Wunden blutete sie und die Kriegswunden wurden noch verschärft durch zügellose Marodeure und Räuberbanden, deren Mitglieder, der bürgerlichen Arbeit entwöhnt, sich nicht mehr zu solcher bequemen wollten. Ein jedes Dorf unserer Gegend und war es noch so klein, zeigte Spuren dieses traurigen Krieges. Was das blutige Schwert verschont hatte, rafften Hunger und Seuchen dahin, dazu wanderte ein Teil der noch überwiegend protestantisch gesinnten Bevölkerung aus. (Noch 1665 gab es auf der Herrschaft Preßnitz eine Reihe „unkatholischer“ Personen) Not und Elend herrschten in den Dörfern. Die Häuser waren zum Teil verbrannt, verlassen und eingestürzt, die Felder von allerlei Unkraut, ja selbst von Wald überwuchert, Zug- und Nutztiere geraubt. Jahre dauerte es, ehe sich die Gegend von dem schweren Schicksalschlage erholen konnte.



b) Von 1648 (Beendigung des 30-jährigen Krieges) bis zur Weltrevolution (1848).

Auch die Zeit unmittelbar nach Beendigung des 30-jährigen Krieges war voller Plagen und Kümernisse für unsere Vorfahren, teils aus jenen Gründen, welche aus dem Ende des vorhergehenden Abschnittes ersichtlich sind, teils dadurch, daß durch die Einziehung verfallener Bauerngüter durch die Herrschaften deren Steuerlast stieg, welche samt erhöhter Robot- arbeit auf den arg zusammengeschmolzenen Bauernstand abgewälzt wurde

Die Bevölkerung Reischdorfs scheint sich aber doch, ungeachtet dieser mißlichen Umstände, ziemlich rasch einigermaßen erholt zu haben. Nach dem 1. Taufregister, von 1659 bis 1711 reichend, betrug die Zahl der Geburten im Zeitraum von 1659—1680 jährlich durchschnittlich 8. Da nun normaler Weise die Geburten alljährlich ungefähr 3% der Gesamt- bevölkerung betragen, so stellt sich die Einwohnerzahl des Ortes in diesem Zeitraume auf 240—270 Personen. Wenige Jahre nach Beendi- gung des 30-jährigen Krieges war auch bereits ein Lehrer im Orte (1659), ein Zeichen, daß die Bevölkerung bereits aus der dumpfen Nieder- geschlagenheit erwacht war und der Zukunft ein reges Augenmerk widmete.

Die Lage des arg bedrückten Bauernstandes aber verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Abgaben und Fronarbeiten wuchsen beständig. Oft mußte der Bauer die ganze Woche für die Herrschaft roboten, sodaß ihm oft nicht Zeit blieb, seine Felder zu bestellen oder sich durch Aus- übung des Frächtergewerbes einen kleinen Verdienst zur Verbesserung seiner Lebenshaltung zu erwerben. Die mißliche Lage des Landmannes erhellt deutlich aus einer gemeinsamen Eingabe der Ortsgerichte zu Reischdorf, Dörsdorf, Wohlau und Gaischwitz an das kaiserliche Herr- schaftsammt in Preßnitz, welche ebenso wie die erfolgte Erledigung ab- schriftlich im Reischdorfer Gerichtsbuche eingetragen ist und hier in Ur- schrift wiedergegeben sei:

„Wohl Edl und gestrenger, In sonders Hochgeschet- und amts gebittender Herr Hauptmann, Ewer wohl Edl und gestreng mit diesem Memorial Unterthänig gehorsambst anzuflehen. Kennen wir arme Unter- thanen Keinen Umgang machen. Welcher Gestalt wir Jahrs Aber Bey den Schoß und Kalchoffen Eine große quantität Holz ohne ent- gelbt führen müssen. Wann nun wir armen Leuth Aber solchen Holz führen Unser Vorhabende geschäften durch welche wir Unser wenige Nah- rung suchen Zu Rückstellen missen.

Als gelanget an Ewer wohl Edl und gestreng Unser Unterthäniges, gehorsamstes flehen und Bitten Euer wohl Edl und gestreng wollten geruhen Dz. Uns von solchen Holz führen, auß den Königl. Ambt [doch ohner Unser gehorsamtes maßgeben] waßen dann Von solchen Holz führen auch Bezahlet worden. Etwas gegeben werden möchte, Gott der allmächtige wird Ewer Wohl Edl und gestreng solche Unser erzeugende gnade mit seinen reichen Segen wieder ersehen. wir aber Verschulden es mit Unsern gebett dem Allmächtig. umb Euer Wohl Edl und gestreng. Hin wieder umb welcher Tröstlichen Hoffnung wir Verharren.

Ewer Wohl Edl und gestreng gehorsambe Unterthanen
Reuschdorff, düres Dorff, Wohl und gaischwitz den 22. Aprii 1667.“
Die Erledigung dieser Eingabe hat folgenden Wortlaut:

„Denn Supplicanten wird zum Bescheid erteilt Man habe ihnen selbst zu verstehen geben, dz. jedwederts gericht, wann sie Holz geführt, Jedes mahl den Lohn, wie derselbe von der Königl. Kammer aufgesetzt ist, nach den Tag fordern, und sich Bezahlen lassen solten, denn man Ihnen, weil es von alters auch gewesen, nicht absprechen Kann, Waß nun hirtin die Verstorbenen oder abgesetzte Richter Verschäumt und Ihnen Zu schaden versehen haben, soll gleich wohl denen armen unterthanen Künftig zu Keinen Nachtheil sein sonb. Kennen fürhin wann die an-

befohlem der gleiche Holz führen recht Verrüchtet, ihren Lohn fordern und sich Bezahlen lassen. Preßnitz den 17. May 1667.

Otto Jhll von Blusfeld, Hauptmann.

In der günstig erfolgten Erledigung wird die Schuld der bisherigen Nichtbezahlung einem Versehen früherer Richter zugeschrieben, was denn doch einigermaßen merkwürdig erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß ja den damaligen Richtern oder deren Umgebung der Zahlungsmodus zumindest dann in Erinnerung gekommen sein mußte, als die Eingabe gefertigt wurde. Andererseits muß es Zweifel erwecken, wenn man annimmt, die Richter aller 4 beteiligten Orte hätten zum Nachteil ihrer Ortsinsassen gehandelt. Bedeutete auch dieses Zugeständnis bezüglich der Entschädigung geleisteter Führen eine kleine Erleichterung für die arg bedrückte Bevölkerung, so war sie andererseits derart mit Fronarbeiten überlastet, daß es 1680 zu einem allgemeinen Bauernaufstande kam, an dem auch unsere Gegend beteiligt war. Nur mit Waffengewalt wurde man der Unruhen Herr. Kaiser Leopold I. erließ darauf am 28. 6. 1680 ein „Robotpatent“, worin er gebot, daß der Bauer zu nicht mehr als dreitägiger Robotarbeit in der Woche verhalten werden sollte. Allein infolge eines Mißverständnisses dieses Gesetzes, das den meisten nur vom Hörensagen bekannt war, brach 1682 ein neuerlicher Aufstand unter den Gebirgsbauern aus, der jedoch bald unterdrückt wurde. (Die Abschrift des erwähnten „Robotpatentes“ ist auch im Reischdorfer Gerichtsbuche eingetragen, aber zu umfangreich um hier wiedergegeben werden zu können).

Wie schon erwähnt, waren viele Insassen mit kleinerem Grundbesitz infolge des kargen Ertrages ihrer Felder gezwungen, nebenbei als Frächter in die Welt hinauszufahren. Versorgten sie vor dem 30-jährigen Kriege hauptsächlich die Schmelzhütten mit den erforderlichen Hilfsmaterialien, die Vergleute aber mit den hier fehlenden Lebensmitteln, so waren sie nunmehr, nachdem die meisten Bergwerke aus verschiedenen Gründen eingegangen waren, genötigt, sich mehr in das benachbarte Sachsen zu wenden. Sie wurden nun ausgesprochene Getreidehändler, holten die Zerealien aus dem fruchtbaren Saazerlande und anderen Teilen Böhmens und verfrachteten sie bis weit hinein nach Sachsen. Dies ist auch urkundlich erwiesen durch eine beim Ortsgerichte zu Reischdorf anhängige Rechtsache wegen unlauterem Wettbewerbes. Die Verhandlungsschrift hierüber wurde dem hiesigen Gerichtsbuche einverleibt und hat folgenden Wortlaut:

„Heüt dato den „20“ 8 bris Ao 1721 haben sich sämmtl. in wohner der gemein Reischdorff in hiesigen Gericht beklaget das Etwelche Benachbarte Ein Handel in ein Kauffen und Verkauffen Vor genommen, das sofern Einer mit getragt außer Landt gekommen haben sich Etwelche unterfangen und denen anderen das getragt abgekauft, Damit Ist denen anderen Benachbarten ihre Nahrung Entzog worden, daher wirdt in gericht Reischdorff ein scharfer und Ernstlicher Verboth gethan, wie auch Benebst dieser hier gesetzten Straf, so fern sich Einer oder der anderer sollte mit einen Viertel getragt Erblücken lassen, welches er von den anderen erkauffet zum Handel oder aber sollte einer oder der anderer ein Müth Pferd *) in Sakken halten als dann wird er dieße Hier gesetzte

*) Mispferd.

Straf gewießlich und wahr Erlegen müssen.

Ersts: dero gnadigen Obrigkeit 3, dem hiesigen Gotteshaus St. Martin 3 undt den gerichtten in Reuschdorf 2 Schock.

Solches ist geschehen bey dem Verboth damahligen Richter Franz Beinelt, Samuel Hann, Hans Beinelt, Christoph Rimpl, Hans görg Köhler, Christian Richter, Hans Böschl, Heinrich Hann, Franz Jher, Hans Andreas Jher, Samuel Rimpl und Samuel Schuster,

Diese wahren damahlige Zeugen.

Die danno ut supra.

Genaue Angaben über den Umfang und die Art des früheren Gemeindebesitzes liegen nicht vor, doch steht fest, daß die Gemeinde bereits 1693 eigenen Wald besaß. Aus einer Aufzeichnung über die in diesem Jahre durchgeführte Regelung der Gemeindegrenzen geht hervor, daß schon damals die Grenze gegen herrschaftliches Gebiet im Walde verlief, ein Teil desselben mithin Gemeindegrund war. 1693 erfolgte auch die Festsetzung des Deputatholzes für die Angestellten der Gemeinde. Jenes für den Lehrer wurde mit jährlich 3 Schragen bemessen, während der Heger, der Hirt und der Totengräber je 1 Schragen zuerkannt erhielten. Mit den Hegern scheint die Gemeinde zu Anfang des 18. Jahrhunderts schlecht gefahren zu sein. Aus verschiedenen Stellen im Gerichtsbuche ist ersichtlich, daß es wiederholt Unstimmigkeiten gab, sodaß schließlich 1724 vom Ortsgerichte anbefohlen wurde, „daß hinfüro kein einzig Stämmlein dürfe angewiesen werden, außer es sei der Richter samt 4 Geschworenen dabei“.

Bei oben erwähnter Deputatsregelung geschieht auch eines Gemeindehirten Erwähnung. Dieser sammelte jedenfalls morgens das Vieh und trieb es dann auf die umliegenden Weiden, wo er tagsüber verblieb. Noch heute heißt der beim Armenhause von der Straße abzweigende und beim Wächterhause Nr. 264 in den Wald führende Fahrweg „Viehtrab“, „Vieterab“. Ein größerer Weideplatz war auch auf der Höhe in der Nähe des Sandberges. Ein zwischen den Gemeinden Reischdorf und Pölma ausgebrochener Streit wegen Benützung dieser Viehtrift wurde anlässlich der Grenzregulierung 1693 geschlichtet. (Ist auch im Gerichtsbuche vermerkt).

Beim Eingange in die Viehtrift stand ein Stein, welcher die Jahreszahl 1711 trug. Über ihn berichtet die Sage: Beim Quermweg (Quierweg) war ein Teich, jetzt Grund zu Haus Nr. 104, in dem sich ein Mann ertränkte. Selbstmörder wurden nun zu jener Zeit nicht auf dem Friedhofe, sondern auf jener Stelle begraben, wo man sie fand. Der damalige Grundbesitzer wollte jedoch die Leiche nicht auf seinem Boden beerdigen lassen, ebenso weigerten sich die angrenzenden Bauern, ihren Grund hiezu herzugeben. Deshalb wurde der Mann auf Gemeindeboden beerdigt und der auf das Grab gesetzte Stein mit der Jahreszahl dieses Ereignisses (1711) versehen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1726, wurde die hiesige Bevölkerung von einer fürchterlichen Missernte, Not, Teuerung und Erwerbslosigkeit heimgesucht, worüber das Gerichtsbuch folgendes berichtet:

„Den 20 February Anno 1727 Ist damahliger und Endes Be-

nannter Richter Sambt dessen und dem damahligen Benanden Endes unter schrieenen Schulmeister in guter Vertreulichkeit und Betauerung wegen damahligen mißserablen Verdienst und Thürter Zeit in Betrachtung gestanden, daß nemlich unsere nach Rümmlinck auch sehen möchten, waß ihre vorfahren auß gestanden und vor Betragnußgen gehabt haben.

Im Jahre Christi Anno 1726 hat sich die Frühlings Zeith zum wachsthum Vortrefflich angelassen und alle Frücht ein überaus schönes an sehen gehabt, nach damals es in Sommer hien gekommen, da hat der Heiße Sonnenschein alles Verbrenned. Da die gräßäcker Theylls ganz ausgedorrt und nicht das Halbe Futter darum genom hat werden können, auch daß getrant, die gärten Theylls in Land hat müssen Nur ausgeruppet werden welche nachgehends daß Lv. (liebe) Kind Vieh nicht gefressen, daß getrant von Tag zu Tag auffgeschlagen und ist Endlich in Preß Komen 4 Gld. 30 Kr., war noch Keines zu bekommen, daß ein ganzes Jahr die Fuhrleith müssen ins Niederlandt fahren, noch sehr wegt unter alten Burg ist daß getrant ins Ranzl. Land geführt worden und noch in Einen wohl sagleren Preß als wir es Ben Uns haben können, erkaufen. Es ist die Hungersnot so hart unter den Menschen Entstanden, daß sie daß Liebe Korn Brod Nicht haben genug, weder Halb sath zu Essen gehabt, auch haben die mehresten in der gemein 3 Birtl Haber und 2 Megen Korn genommen und solches zu Brod gebacken, nachgehends als der Haber gar geweiß haben sie von waißen und Korn die Kleien genommen auch Lauffmehl darzu gekauft und Brod daraus gebacken, wanns in eine Suppen gethan worden ist, ist Zerfallen wie Tröber und unten in der Schüssel 2 auch 3 Finger hoch der sandt gelegen, daß Vezlich die Menschen schwach darum wurden; auch in der ganzen Gegend Kein Handel noch Verdienst gewessen, sondern wo man nur Hien Komen nichts als von Hunger angst und noth gehört auch wo man sich nur Hien gewendet Kein Kreuger Zu Verdienen gewest sen, auch alles von Kuchel Weiß waß man nur an gesehen, daß Zwen Fache geldt gekostet; hat es Nun im Jahre 1726 und 1727 also angehalten, auch hat sich schon angefangen 1725, doch wahre es in 25 ten Jahr nicht sehr Schlimpff als diese nachkomende 2 Benande Jahr,

Haben wir Beyte Nun ein solches ungeren Lieben nach Römlich in Egl ein wenig angemerkt, damit selbte auch sehen und Betrachten daß Ihre Vorfahrer sehr viel sehr viel Thürt und mißserabe Zeit ausgestanden haben; Vor welche Nun unß Künftig hin gott der Herr auch unsere nach Komen behütten wolle.

Johann Lantrock zur Zeit Richter: und Franz Leopold Salzer: Schulmeister und Gerichtsscribent.*)

Im siebenjährigen Kriege (1756—63) wurde unsere Gegend abermals von Truppendurchzügen heimgesucht. Wiederholt marschierten Heere über Preßnitz nach Kaaden, wo kaiserliche und preußische Truppen abwechselnd Standquartiere hatten. So zogen z. B. am 30. 7. 1762 über 5000 Mann Preußen von Annaberg nach Preßnitz. Von hier bis Brunnersdorf standen Oesterreicher. Die Preßnitzer Herrschaft hatte in der Zeit von 1759—62 einen Schaden von über 19 000 fl. auszuweisen. Die Umgebung, somit auch Reischdorf, litt arg durch die Wegnahme von

*) Gerichtsschreiber.

Vieh, Getreide, Lebensmitteln u. dergl. Ein Teil der Bewohner war übrigens beim Herannahen der Preußen in die nahen Wälder geflüchtet. Bei Beendigung dieses Krieges (1763) hatte Reischdorf bereits 1100 Einwohner und 1788 betrug die Zahl der Häuser schon 198. Das herrschaftliche Robotverzeichnis an dieser Zeit weist 72 ansässige robotpflichtige Reischdorfer Bauern aus.

Die 1771 im ganzen Lande ausgebrochene Hungersnot suchte auch unsern Ort schwer heim. Das hiesige Gerichtsbuch verkündet hierüber folgendes:

Im Jahre Anno 1771 und im gleichen 772 ist Solche Schwere und Frankalle Zeith gewesen daß daß Strich Korn 12 und 15 fl gegolten und Solches ganz 2 Jahr getaueret unter der Zeith Etliche Wochen umb 6 und 8 fl ab geschlagen aber gleich wiederumb ins Steigen gekomen, auch ist Ein Krankheith unter den ihn wohnern Entstanden, daß etliche Heuser gar aus gestorben und in Jahr Biß 150 Behrsonen gestorben die Krankheit aber ganz 2 Jahr getaueret und im Jahre 1773 witterumb geendiget. Gott sey Lob und lasse unß und unßere Kinder und Kindts-Kinder nicht mehr solches Erleben.

Send auch zu dießer Zeith die zu Ehren der heil. gottes gewinnete und gefeuerte Tag dispenciret worden Michel Schuster, Richter.“

Infolge dieser Notjahre widmete man von nun an dem Anbaue der Kartoffel besonderes Augenmerk. Bisher war sie bloß hie und da in Gärten der Großstädte in einzelnen Exemplaren gepflanzt worden. Seit jener Zeit aber bürgerte sich diese Kulturpflanze sehr rasch bei uns ein und wurde, was sie noch heute ist, eines der Hauptnahrungsmittel des Erzgebirglers.

Unter Kaiserin Maria Theresia (1740—1780) begann die politische Umgestaltung des Reiches, welche unter ihrem Sohne Joseph II. (1780 bis 1790) fortgesetzt wurde. Jedes Land erhielt eine Statthalterei, der die einzelnen Kreise unterstellt wurden. Während diese bisher ständisch waren, wurden sie nunmehr kaiserlich. Reischdorf gehörte zum Saazer Kreise. Kaiser Joseph II. hob 1781 die Leibeigenschaft auf, verringerte ferner die Robottage um ein bedeutendes, sodaß für den zum Sklaven herabgesunkenen Landmann endlich bessere Tage kamen.

Im Jahre 1794 wollten die Reischdorfer eine Bierschenke errichten und kamen deswegen in Prozeß mit der Stadt Preßnitz, der mit einem Vergleiche endete, demzufolge der Richter einen Bierschank eröffnen und in einem Hofstalle durchreisende Fuhrleute beherbergen durfte. Später erhielt der Richter das Recht zur Errichtung eines zweiten Schankes. Wohnte er im oberen Ortsteil, so war das andere Schanklokal im unteren Orte, welches ein Pächter inne hatte, und umgekehrt. Die Tanzbelustigungen fanden damals meist in der als Tanzboden dienenden Scheune des Richters statt.

Die Gemeinden waren zu jener Zeit schon zu genauer Rechnungslegung über ihre Finanzgebarung verpflichtet. In öffentlicher Sitzung wurde alljährlich die jeweilige Gemeinderrechnung zur Vorlesung gebracht und nach Genehmigung auch von dem hiebei anwesenden Amtmann der Preßnitzer Herrschaft gefertigt. Nach den noch vorhandenen Rechnungen gestaltete sich die Finanzgebarung der Gemeinde in diesem Zeitraum wie folgt:

Jahr	Einnahmen			Ausgaben			Überschuß			Fehlbetrag		
	fl.	Kr.	Pfg.	fl.	Kr.	Pfg.	fl.	Kr.	Pfg.	fl.	Kr.	Pfg.
1778	3419	3	13/4	3447	44	—	—	—	—	28	10	21/4
1784	2087	42	3/12	2173	58	3	—	—	—	86	16	29/12
1788	2031	1	29/12	1944	19	1	86	42	19/12	—	—	—
1792	862	4	210/12	690	11	2	171	53	10/12	—	—	—
1797	988	—	—	955	10	18/12	32	49	24/12	—	—	—
1798	1454	41	4/12	1433	22	8/12	21	18	38/12	—	—	—
1799	1109	20	38/12	1108	43	28/12	—	37	1	—	—	—
1800	479	58	18/12	479	51	2	—	6	38/12	—	—	—
1801	510	47	1	409	48	14/12	100	58	38/12	—	—	—
1802	578	4	18/12	505	14	—	72	50	18/12	—	—	—
1803	463	57	4/12	454	9	1	9	47	34/12	—	—	—
1804	533	39	3/4	556	29	2/4	—	—	—	22	49	3
1805	492	49	2/4	875	46	2/4	—	—	—	382	57	—*)
1806	585	28	1/2	1170	15	—	—	—	—	584	46	1/2*)

*) Der große Fehlbetrag in den Jahren 1805 und 1806 ergab sich aus den infolge des Franzosenkrieges sich ergebenden vielen Mehrauslagen für Bequartierung, Verpflegung und Transport von Stellungskommissionen, Soldaten u. a. Zur weiteren Erläuterung sei angeführt, daß ein Gulden (fl.) 60 Kreuzer und der Kreuzer wieder 4 Pfennige hatte.

Außer finanziellem Notstande brachten die napoleonischen Kriege auch große Not an Lebensmitteln usw. Hierüber berichtet das Gerichtsbuch:

„Um unsern lieben Nachkömmlingen ein Denkzeichen zu hinterlassen, und damit sie einsehen, und in späteren Zeiten auch wissen, was für schwere Zeiten und Bedrängniß ihre Vorfahren gehabt und ausgestanden haben, wird Gegenwärtiges in diesem Gerichtsbuche angemerket und eingeschrieben.

No 1798 im Monat Juni fing das Gedrait an aufzuschlagen und erreichte einen Preis bis 7 fl. 30 Krz., welches so abwechselnd im Preise zu 7 fl., 7 fl. 30 Krz. bis 8 fl. das böhmische Strich stieg, und durch die Jahre 1798, 1799, 1800, 01, 02, 03 so abwechselnd fortkontunierete, dabei wurde die Ausfuhr nach Sachsen und alle fremde Länder auf das strengste verboten, wodurch unserm Orte aller Handel und Verdienst abgeschnitten wurde, und also große Not entstand. Ungeachtet dieser Vorkehrungen stieg das Gedrait im Preise immer höher und im Jahre 1804 kam das Strich schon bis 10 und 12 fl. Aber ao. 1805 im Frühjahr im Monat März fing es an immer mehr aufzuschlagen und stieg bis 20 fl. Noch nicht genug im Monat May, Juny und July kam es bis 40. und 45 fl. In Raaden sind 2 Strich verkauft worden um 106 fl. und in der Stadt Rumburg sind eben verkauft worden 2 Strich um 126 fl. Die Noth wurde unter den Armen so groß daß die k. Magazine angegriffen mußten werden, und unser Ort selbst zu 4 malen Mehl und Korn aus selben abholen mußte. Doch ist in unserem Orte (Gott sei ewig gedankt dafür) niemand Hungers gestorben. Diese Teuerung

dauerte sofort, bis zum Monat September 805 (=1805), wo es dann anfang etwas abzuschlagen und bis auf 18 auch 16 fl. herunter kam. Die Noth war um so drückender, da wir fast gar kein Geld, sondern nur Bancozetteln im Lande hatten, wodurch ein Mensch den andern fast nicht mehr helfen konnte; und die Sachsen weder etwas herein lassen wollten, noch unsere Bancozettel nehmen wollten.

Noch nicht genug, in eben diesem Jahre fing so gar der fürchterliche Franzosen Krieg, der sich kaum 4 Jahre geendigt hatte, vom neuen wieder an, und unser Ort mußte in 2 Monaten 18 Mann Regrouuten stellen. Wie sich die sowohl schreckliche Theuerung als der fürchterliche Krieg ganz enden wird, werden wir (falls uns Gott die Gnade verleiht, selbes zu überstehen) im nächsten Blatte weiter beschreiben. Sollten wir aber unser Leben darüber nach dem Ratschlusse Gottes enden: so überlassen wir dieses unsern nächsten Nachkömmlingen.

Gericht Reischdorf am 27. September 805. Michel Tzschök, Richter Nr. 178, Johann Schlosser Nr. 172, Franz Heger Nr. 179, Franz Landrok Nr. 183, Josef Schlosser Nr. 131, Johann Jßer Nr. 52, Anton Panhans Nr. 98, Geschworene. — Franz Hellmich der Zeit Schullehrer und Gerichtsschreiber.“

Infolge der jahrelangen Kämpfe, welche ungeheure Geldsummen verschlangen, sank der Wert des Geldes beständig. Am 15./3. 1811 erschien jenes unheilvolle Finanzpatent, wodurch die Bancozettel auf den 5. Teil ihres Stammwertes, nämlich der Gulden auf 12 Kreuzer herabgesetzt wurde und nach und nach eingelöst wurden. An ihrer Stelle erschienen die Einlösungs- oder Antizipationscheine, welche Konventionsmünzen gleichgehalten werden sollten, aber bald wieder an ihrem Werte verloren und allmählich so weit herabsanken, daß der Gulden nur mehr 20, auch nur 18 Kreuzer galt. Da durch dieses Finanzpatent plötzlich 4 Teile der in Umlauf befindlichen Geldsummen verschwanden und auch der übriggebliebene 5. Teil keinen dauerhaften Wert hatte, wirkte dies auf Handel und Gewerbe äußerst nachtheilig. Die vorherige Lebhaftigkeit und Betriebsamkeit nahm ab, der Verdienst verminderte sich zusehends, aber die Teuerung blieb die gleiche. Es kostete 1811:

	Wiener Währung		Bancozettel	
	fl.	Krz.	fl.	Krz.
Ein böhm. Strich Korn	11	12	56	—
Ein böhm. Strich Weizen	15	—	75	—
Ein Laib Brot (6 Pfd. schwer)	—	25	2	05
Ein Pfund Rindfleisch	—	15	1	15

Zum näheren Verständniß sei bemerkt, daß z. B. 25 Kreuzer Bancozettel gleich sind 5 Kreuzer Wiener Währung oder 2 Kreuzer Konventionsmünze oder 4 Heller ehemals österr.-ung. Währung.

Noch größer wurde die Noth 1815, 1816 und 1817, in welchen Jahren es überdies Mißernten gab, die Preise der Lebensmittel unauf-

hörlich stiegen und arme Leute sich oft nur von Gras, Kräutern und Wurzeln nährten. Auch Kleie, sowie der in den Mühlen zusammengekehrte Mehlsaub wurden gebacken oder zu Suppe verwendet. Man muß sich nur wundern, daß deshalb nicht epidemische Krankheiten ausbrachen.

Auch von den Napoleonischen Kriegen verblieb die hiesige Gegend nicht verschont. Vom 17.—20. August 1813 marschierte über (Reischdorf) Preßnitz das 100.000 Mann zählende Armeekorps der Generale Klenau und Bülow, für das große Mengen Heu und Stroh geliefert und vielfach Vorspann ausgemittelt werden mußte. Durch Lagerung der österreichischen, preußischen und russischen Heeresabteilungen, die sich auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Dresden befanden, gingen alle Feldfrüchte zu Grunde, sodaß ein Strich Korn auf 120 fl. stieg.

Auch nach dem Kriege hatte die Not kein Ende. Viele Vorspannführen hatten sich auf Nimmerwiedersehen empfohlen, ein großer Teil des Viehes war in die hungrigen Soldatenmägen gewandert, ja, nicht einmal genug Getreide zur Feldbestellung war vorhanden. Staatshilfe wurde wohl gewährt, jedoch in ganz unzureichendem Ausmaße.

Im Jahre 1827 übergang die kaiserliche Herrschaft Preßnitz und mit ihr auch Reischdorf in den Besitz des Fürsten von Schönburg-Waldenburg, welcher ihn aber schon am 9. 8. 1832 an Gräfin Gabriele von Buquoy käuflich überließ.

Ein schlimmes Jahr für Reischdorf wurde das Jahr 1840. Schon im Mai des Vorjahres war ein epidemisches Nervenfieber ausgebrochen, das anfangs ziemlich harmlos verlief, von Dezember 1839 bis März 1840, in welchem Monate die Seuche erlosch, jedoch 33 Todesopfer forderte. Ärztliche Kunst erwies sich gegenüber dieser tödlichen Krankheit völlig machtlos; die Erkrankten starben oft im Verlauf weniger Tage. Sehr traurig gestaltete sich die Lage der Ortsbevölkerung auch 1843, denn damals trat im Absage der Klöppelspizen eine große Stockung und dadurch bedingte Verdienstlosigkeit ein, sodaß es an den nötigen Geldmitteln zur Beschaffung des täglichen Brotes fehlte. Unter die Armen wurden deshalb in den Monaten Jänner bis August wöchentlich 240 Laib Brot, 3 Pfund schwer, nebst Kleidungsstücken und Stoffen zu solchen verteilt. Ähnlich waren die Verhältnisse 1845. Zur Linderung der Not widmete Gräfin Gabriela von Buquoy 3000 fl. zum Ankauf von Brot, welches durch 3 Monate an Unbemittelte zur Verteilung gelangte. Auch sonst unterstützte die edle Frau die Armen wo sie nur konnte, besonders auch dadurch, daß sie ihnen jährlich große Mengen Holz unentgeltlich zukommen ließ.



c) Von der Weltrevolution 1848 bis zur Gegenwart.

Die allgemeine Revolution im Jahre 1848 brachte dem Volke die Verfassung, wodurch aus willenslosen Untertanen vollberechtigte Staatsbürger wurden. Unter Jubel beteiligten sie sich an den Wahlen ins Parlament. Freiheit und Gleichheit war der Jugendtraum des Volkes, das nun zu den Waffen griff. Doch blieb es in unserer Gegend beim unblutigen Waffenspiele. Eine Erscheinung jener Zeit war das Privatgeld. In Raaden wurden unter Haftung des ganzen Handelsstandes der Stadt Anweisungen zu 10 und 20 Kreuzer C. M., in Weipert vom Handlungshause Hamerschmied und Comp. solche zu 10 Kreuzer ausgegeben, welche in der ganzen Gegend als Zahlungsmittel benützt wurden. — Die Robot, das letzte Anhängsel der Leibeigenschaft, wurde restlos aufgehoben, sodaß der Bauer endlich freier Herr auf seiner Scholle wurde. 1850 fand zum ersten Mal die Wahl in die neugeschaffene Gemeindevertretung statt, aus welcher Franz Köhler Nr. 144 als erster Gemeindevorsteher hervorging. Die angesichts der Revolution bewilligte Verfassung wurde jedoch bald wieder aufgehoben. Am 31. Dezember 1851 traten die kaiserlichen Behörden und Ämter ins Leben. Die Gerichtsbarkeit und andere Vorrechte des Adels wurden aufgehoben, infolgedessen auch das Dorfgericht zu Reischdorf verschwand. 1855 wurde die Gemeinde dem in diesem Jahre geschaffenen Bezirksgerichte zugeteilt.

Die Jahre 1854 und 1855 waren abermals große Notjahre. In Preßnitz wurde deshalb mit Unterstützung der Gräfin Gabriele von Buquoy eine Suppenküche eingerichtet, woselbst die arme Bevölkerung aus Preßnitz und den umliegenden Ortschaften pro Kopf täglich 2 Seidl (= ungefähr $\frac{2}{3}$ l) Suppe unentgeltlich verabreicht erhielt.

1864 übergang die Pflicht zur Bestreitung des sachlichen Aufwandes für das Ortschulwesen von der Herrschaft an die Gemeinde (Siehe Abschnitt „Geschichte der Schulen zu Reischdorf“).

Das Kriegsjahr 1866 ging an unserem Orte ebenfalls nicht spurlos vorüber. Damals nächtigte hier ein preußischer Truppenteil, welcher infolge des abgeschlossenen Friedens auf dem Heimmarche begriffen war.

Die Verkehrswege hatten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Verbesserung erfahren. Schon 1823 war von der Herrschaft die Straße bis Kretscham gebaut worden, welche 1846 bis Laucha verlängert wurde. Zwischen 1833 und 1835 wurde die Sonnenberger Straße gebaut. Einen besonders einschneidenden Umschwung der bisherigen Verkehrsverhältnisse brachte die Errichtung der Eisenbahnlinie Komotau-Weipert, welche für Reischdorf allerdings auch von üblen Folgen begleitet war. Verdiente ja bis dahin ein großer Teil der Ortsbevölkerung den Lebensunterhalt durch Ausübung des Frächtergewerbes. Aus den früheren Getreidehändlern waren allmählich Frächter für alle möglichen Waren geworden, welche ihre Gespanne nach Sachsen und darüber hinaus

nach Halle, selbst bis Hamburg, andererseits ins Innere Böhmens bis Prag und weiter nach Linz, Wien und sogar bis Triest gehen ließen, sodaß dieselben fast ein Jahr manchmal unterwegs waren. Vor Eröffnung der erwähnten Bahnlinie hatte das Fuhrwesen seine Blanzzeit und in den Straßenwirthshäusern galt ein Großknecht mehr, als mancher vornehme Reisende. Wenn er mit seinem Vier- oder Sechsspänner vorgefahren war, legte er die Peitsche nieder, seine Untergebenen und die Hausknechte übernahmen die weitere Besorgung und Überwachung seines Gutes. Die Beköstigung war für alle Anwesenden gleich. Sie bestand nach der Ankunft aus einem Imbiß aus Kaffee, Butterbrot und Schnaps, einem Nachtmahl aus Suppe, mehrerlei Braten sowie verschiedenen Gemüsen und einem Frühstück aus Kaffee und Weißbrot. Außerdem erhielt jeder Fuhrmann das „Stangenbrot“, bestehend aus Brot und verschiedenen Braten, mit auf den Weg. War mit dem Wirte abgerechnet, so machte dieser mit der Kreide einen Kreis auf dem Tisch, das sogenannte „Loch“, in welches nun jeder 3 Kreuzer W. W. als Schlafgeld legte.

Wenn dieses Gasthausleben auch manchem beneidenswert erschienen haben mag, gönnte man es diesen Leuten doch von Herzen, wenn man sie tagsüber auf der Straße bei schlechten oder grundlosen Wegen hatte arbeiten sehen. (Aus „Geschichte der Stadt Weipert“ von M. Luft und E. G. Schmiedl).

Die Besitzer solcher Frachtwagen hatten mitunter bis 10 Pferde; ärmere besaßen auch nur ein einziges, dem die Last über den Rücken gelegt wurde, während der Eigentümer daneben einherschritt. Dies waren die „Saumreiter“. Als größere Frächter in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind bekannt: Franz Köhler Nr. 202, Josef Kunz Nr. 3, Josef Iser Nr. 196, Franz Hahn Nr. 124, Ignaz Panhans Nr. 92 und Franz Schlosser Nr. 55. Von letzterem wird erzählt, daß er einst Eilgut geladen hatte, aber infolge eines Unfalles nicht zur rechten Zeit eintreffen konnte, weshalb die Kaufleute Schadenersatz beanspruchten. Dadurch kam er um sein ganzes Fuhrwerk. Mit 8 Rossen samt Wagen war er ausgezogen, mit dem Wanderstabe in der Hand kam er heim. Diesem blühenden Fuhrwesen bereitete nun das Dampfroß, wie schon erwähnt ein jähes Ende. Allein die findigen Köpfe fanden bald einen neuen Erwerb. Sie wurden Spizen- oder Federnhändler. Benützten sie ehemals den gemächlichen Frachtwagen, so reisten sie nunmehr, wie noch jetzt, mit der Eisenbahn in die weite Welt, um ihrem Erwerbe nachzugehen. Nicht nur im ganzen Heimatlande, sondern auch in allen Gegenden Deutschlands, in Ungarn, Österreich, besonders Wien, Steiermark konnte man sie treffen, in der Tschechoslowakei und Deutschland noch heute.

Jene, die weite Reisen unternahmen, waren oft monatelang abwesend. Zur Weihnachtszeit weilten sie aber bestimmt in der Heimat, wo dann Familienangelegenheiten geregelt und neue Einkäufe von Waren besorgt wurden. Um diese Zeit ging es lebhaft in den Gasthäusern zu. Reisende, welche ihre Waren an den Mann bringen wollten, hielten sich dann so viele hier auf, daß die Fremdenzimmer nicht ausreichten und Privatquartiere benützt werden mußten. Der Weltkrieg (1914—1918) wirkte wohl auch hierin sehr nachtheilig, aber im Winter 1920/21 glichen die Verhältnisse bereits wieder einigermaßen jenen vor dem Kriege. —

Ein geringer Teil der Bevölkerung widmete sich auch nach Eröffnung der Bahnlinie weiter dem Fuhrwesen. Obst und allerlei Gemüse wurde in der Kaadner, besonders aber Saager Gegend eingekauft, sodann in die Gebirgsorte und das nahe Sachsen geschafft. Ärmere Leute haufierten diese Waren im Buckelkorbe. Doch bereitete der Weltkrieg mit seiner Lebensmittelknappheit und den mannigfachen Lebensmittelvorschriften dem Grünwarenhandel ein fast gänzlichendes Ende.

Rehren wir nun zur Eisenbahn zurück! Der Bau dieser Bahnstrecke wurde 1869 begonnen, nachdem sich die bestandenenen Verkehrsmittel längst als unzureichend und veraltet erwiesen hatten, sich die Verfrachtung der Güter mittels Frachtwagens sehr kostspielig stellte und sehr zeitraubend war. Bauunternehmer unserer Bahnlinie waren Schön und Wessely. Die Arbeit ging trotz schwieriger Bodenverhältnisse verhältnismäßig rasch von statten. Mächtige Felslager, etwa 0.7 km südlich unseres Bahnhofes, mußten gesprengt, tiefe Einschnitte durchbrochen und bedeutende Aufschüttungen gemacht werden. Am 29. Dezember 1871 fuhr die erste mit Girlanden geschmückte Lokomotive durch unseren Bahnhof, welcher die Bezeichnung „Preßnitz-Reischdorf“ erhalten hatte — nach Weipert. Dem offiziellen Verkehre wurde die Strecke am 1. August 1872 übergeben.

Ursprünglich sollte die Bahnlinie ihren Verlauf vom gegenwärtigen Wächterhause Nr. 264 entlang, der sich nach Nieder-Reischdorf ziehenden Talmulde gegen das Preßnitzer Armenhaus nehmen, welches Projekt jedoch an dem Widerstande der Preßnitzer scheiterte. In der ersten Zeit hatte der Bahnhof auch eine Restauration, welche jedoch schon zu Ende der 1870er Jahre aufgelassen wurde. Anfangs verkehrten nach jeder Richtung täglich zwei gemischte Züge. Seit 1. Oktober 1902 verkehrten Personen- und Postzüge. Mit Eröffnung der Bahnlinie bekam Reischdorf auch ein Postamt (1872). Der Postverkehr war noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts sehr gering; so gelangten z. B. in Weipert

im Feber 1794	21 Briefe zur Aufgabe,	31 Briefe zur Abgabe
„ April 1794	43 „ „ „	29 „ „ „
„ Juli 1806	24 „ „ „	45 „ „ „
„ Juli 1811	29 „ „ „	33 „ „ „

Eigene Postämter gab es bis 1848 im ganzen Bezirke nicht. In Weipert war lediglich eine „Briefsammelstelle“, von wo ein Bote wöchentlich einmal nach Saaz und seit 1811 statt dessen wöchentlich zweimal zur „Postsammelstelle“ in Kaaden ging. Diesem Boten, der seinen Weg durch Reischdorf nahm, gaben vielleicht die hiesigen Bewohner ihre wenigen Briefe mit oder vertrauten sie auch den in die Fremde fahrenden Fuhrleuten an. Das Briefporto betrug seit 1807 8 Kreuzer für jeden Inlands- und das doppelte für einen Auslandsbrief und mußte sowohl bei der Auf-, als auch bei der Abgabe entrichtet werden. Am 1. Mai 1839 erhielten alle „Sammelstellen“ und Postämter eigene Stempel, welche, wie noch jetzt, Ort und Datum der Aufgabe enthielten. Mit Errichtung des Postamtes in Preßnitz wurde unser Ort dorthin zugeteilt; dies blieb so bis 1872. Die Einnahmen aus Brief- und Fahrpostsendungen des in erwähntem Jahre eröffneten Postamtes zu Reischdorf betrugen noch 1885 unter 1000 fl. jährlich. —

Im Postverordnungsblatte Nr. 2 vom 7. 2. 1871 war die hiesige Postmeisterstelle gegen 200 fl. Kautions mit einem Jahresbezüge von 100 fl. und einem Amtspauschale von jährlich 20 fl. (für Miete der Kasse, Reinigung, Möbel, Papier, Stifte, Beheizung, Beleuchtung usw.) erstmalig zur Ausschreibung gelangt. Das Postamt wurde im Hause Nr. 180 errichtet, als erster Postmeister Karl Lienert bestellt, welcher 1902 starb. Ihm folgte sein Sohn, welcher bereits 1908 seinem Vater im Tode nachging. Seine Nachfolgerin wurde Anna Höner, verehlt. Hub, welche 1911 nach Chiesch versetzt wurde, während an ihre Stelle der noch jetzt tätige Oberpostmeister Heinrich Rieger trat. Im Jahre 1910 übersiedelte das Postamt in seine gegenwärtige Behausung, in das Rathaus. —

Die finanzielle Lage der Gemeinde war in den 1870er Jahren sehr günstig. Im Jahre 1874 wurde ein großer Teil des Gemeindewaldes, wo Bäume bis 1 m Durchmesser standen, gefällt und der Erlös aus dem Holze zu verschiedenen Baulichkeiten verwendet. Vor allem errichtete man 1874 in Nieder-Reischdorf ein neues Schulhaus mit einem Kostenaufwand von 12.000 fl.

(Siehe „Geschichte der Schulen zu Reischdorf“!)

In der Nähe des Muckenhübels baute man um 4000 fl. eine Ziegelhütte, welche jedoch bald wieder einging, da die Lehmschicht bloß eine Mächtigkeit von 1 m hatte.

Gleichzeitig wurde ein neuer, der gegenwärtige Friedhof errichtet. Den Grund hiezu, 1200 Oudratklaster verkaufte Michael Köhler Nr. 53 um 1600 fl. Die Herstellungskosten samt Aufwand für den Grunderwerb beliefen sich auf 2600 fl. Der erste Einwohner, der auf dem neuen Friedhofe beerdigt wurde, war Wendelin Kunz aus dem Hause Nr. 42. Der alte Friedhof wurde später planiert, auf dem Plage vor der Kirche selbst ein Kriegerdenkmal vom Veteranenvereine zum Gedächtnisse der in den Jahren 1848—1878 gefallenen Krieger errichtet (1893) und anlässlich des 60jähr. Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josef I. eine Gedenktafel angebracht, welche jedoch 1919 infolge der geänderten politischen Verhältnisse entfernt wurde.

Im Jahre 1901 wurde Reischdorf zum Marktflecken erhoben. Der erste Markt fand unter großer Beteiligung seitens der Verkäufer als auch Käufer am 10. September dieses Jahres statt.

1906 erbaute man in Nieder-Reischdorf ein Rathaus um 28.000 K., jedoch bereits 1910 in Ober-Reischdorf ein größeres um 76.838 K. Ersteres wurde nun als Armenhaus in Verwendung genommen.

Der Anpflanzungs- und Verschönerungsverein stellte 1903 vor dem Eingange in die obere Schule eine kleine Baumanlage und 1908 eine ähnliche Anlage bei der unteren Schule her. Letztere wurde mit einem Gedenkstein und 1911 auch mit einem Springbrunnen versehen.

In letzterem Jahre wurde ferner die von der Wassergenossenschaft Nieder-Reischdorf errichtete Wasserleitung der öffentlichen Benützung übergeben. Infolge Meinungsverschiedenheit, bezw. Uneinigkeit, beschränkte man sich darauf, nur den unteren und mittleren Ortsteil (bis Nr. 134)

mit dieser wohlthätigen Einrichtung zu versehen. Der Kostenaufwand dieses Baues bezifferte sich auf 70.000 K.

Der Weltkrieg (1914—18) suchte auch unseren Ort schwer heim. Näheres darüber zu berichten erübrigt sich, da dies allen noch in frischer Erinnerung steht. Durch den im September 1919 zu Versailles geschlossenen Frieden kam unsere Heimat zur Tschechoslowakei. Zur Sicherung dieses Staatsgebietes waren hier vom Jänner 1919 bis Juli 1920 Truppen einquartiert.

Im Jahre 1919 erfolgten zum erstenmale die Gemeindewahlen auf Grund des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechtes. Gemeindevorsteher wurde Josef Baier Nr. 251, dem bereits 1920 Adolf Böschl folgte. Vorsteher in früheren Jahren waren: Franz Panhans Nr. 142 (1871—82), Florian Hahn (1882), Franz Lienert Nr. 248 (1883—91), Norbert Peinelt Nr. 158 (1894—98), Adalbert Schlosser Nr. 132 (1898—1908), Josef Hahn Nr. 284 (1908—11), Josef Bach Nr. 6 (1911—19).

d) Besondere Unglücksfälle in früheren Zeiten.

1851 brannte das Haus Nr. 198 ab, wobei die Inwohnerin Brigitta Fischer samt ihren drei Kindern ein Opfer der Flammen wurde. — Am 15. Juli 1879, gegen 1 Uhr mittags, schlug der Blitz in das Haus Nr. 150, traf die in der Nähe des Ofens mit dem Scheuern des Küchengeschirres beschäftigte Hausfrau und tötete sie. — Am 27. März 1880, am Charlamstage, wurde die Leiche des 17-jährigen Josef Schuster in einem Wäldchen zwischen Wohlau und Reischdorf gefunden. Der Unglückliche wollte nach Aussage seines Dienstgebers, eines Bauern in Schönbach bei Kaaden, am Martinifeste 1879 seinen Paten in Reischdorf besuchen und begab sich an diesem Vormittag auf den Weg. An diesem Tage aber schneite, stürmte und wehte es fürchterlich im Gebirge. Die lange Abwesenheit des Burschen war seinem Dienstgeber aufgefallen, weshalb er über Wohlau nach Reischdorf ging. Unterwegs fand er auch das Patengeschenk des Jünglings, das dieser bei sich getragen hatte, sodaß die Vermutung nahe lag, er sei verunglückt. Trotz eingehenden Suchens war keine Spur zu finden gewesen. —

Am gleichen Tage verunglückte auch der 14-jährige Florian Hahn, der seinem Heimatsorte schon nahe war, aber, durch die Gewalt des Sturmes abgelenkt, eine Strecke längs der Bahn fortgeführt und gegen die Mitte des Dorfes über den Bahndamm geschleudert worden sein mag. Sechs Wochen darauf, als Tauwetter eingetreten war, wurde sein Leichnam gefunden und beerdigt. —

In den Jahren 1892 und 1893 brannte es wiederholt. Man vermutet, daß das Feuer in allen diesen Fällen von böswilliger Hand gelegt worden war. Es brannten in diesen beiden Jahren ab: Haus Nr. 102 des Eduard Pietsch, Haus Nr. 104 des Franz Panhans, Haus

Nr. 157 des Eduard Beinelt, Haus Nr. 224 des Franz Panhans (auch Besitzer des Hauses Nr. 104), Haus Nr. 96 des Johann Köhler, Haus Nr. 95 der Breßnitzer Sparkassa, Haus Nr. 73 des Eduard Iser und Haus Nr. 277 des Josef Iser (Bruder des vorigen). — Während eines Leichenzuges schlug 1901 der Blitz in das Haus Nr. 133, welches ganz niederbrannte. —

Am 10. September des gleichen Jahres, gerade als der erste Jahrmarkt abgehalten wurde, brannte das Haus Nr. 96 abermals ab. —

Am 19. September 1901 fand man am Reischberg eine Frau, die am Heimwege vom Hopfenpflücken begriffen war, erfroren auf. —

1913 brannte das Haus Nr. 34 und 1917 jenes Nr. 185 ab.

Am Allerseelentage 1920 geriet infolge Funkschlages, aus der Lokomotive eines nach Weipert fahrenden Personenzuges um 5 Uhr nachmittags das Haus des Franz Hahn (Nr. 192) in Brand und binnen zwei Stunden waren infolge des herrschenden orkanartigen Sturmes elf Häuser in Schutt und Asche gesunken. Außer genanntem Hause brannten ab Nr. 191 des Florian Schuster, Nr. 7 des Eduard Hahn, Nr. 8 des Franz Beinelt, Nr. 9 des Gustav Enzmann, Nr. 280 des Josef Iser jun., Nr. 10 des Franz Rimpl, Nr. 295 des Eduard Lienert, Nr. 275 des Stefan Tippmann, Nr. 238 des Josef Hammer und Nr. 293 des Josef Panhans. Letzteres brannte jedoch nur teilweise aus. —

Am 14. September 1921 brannte das Haus Nr. 30 des Herrn Eduard Schlosser vollständig nieder.



2. Geschichte der Schulen zu Reischdorf.

a) Von den ältesten Zeiten bis zum Erscheinen des Reichsvolksschulgesetzes (1869).

Viel eher als der Staat erkannte die Kirche die Bedeutung der Schule und sie war es, welche bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten sich die Errichtung von Schulen angelegen sein ließ. An den Bischöflichen und bei den Klöstern entstanden Schulen, welche vornehmlich die Aufgabe hatten, für Nachwuchs im geistlichen Stande zu sorgen. In Orten, welche eine Pfarrei besaßen, wurden Pfarrschulen errichtet, deren Lehrer gewöhnlich der Pfarrer oder ein jüngerer Geistlicher war. Infolge Zunahme der Bevölkerung wurde jedoch die Geistlichkeit von der Seelsorgetätigkeit derart in Anspruch genommen, daß man gezwungen war, auch weltliche Lehrer zu bestellen. Als solche wurden namentlich Personen berufen, welche mit dem Kirchendienste in Verbindung standen, also besonders häufig die Meßner oder Küster.

Die Ausbildung in den Pfarrschulen, zu denen sich in den Städten die vom Magistrat erhaltenen Stadtschulen gesellten, war ebenso wie in diesen eine äußerst einseitige, indem sie meist fast ausschließlich kirchlichen Bedürfnissen Rechnung trug. War es doch ihr Hauptzweck, die Kinder in der Glaubens- und Sittenlehre zu unterweisen. Andere Unterrichtsgegenstände pflegte man nur insofern, als sie Mittel zum Zweck waren. So lernte man den Kindern das Lesen, um ihnen das Lesen der Bibel zu ermöglichen, das Singen, um den Gottesdienst beleben zu können usw. Den praktischen Lebensbedürfnissen wurde äußerst selten und wenig Rechnung getragen, was beispielsweise aus dem Umstande erhellt, daß für den Rechenunterricht eine eigene Gebühr, das „Ziffergeld“ entrichtet werden mußte. Sachlichen Aufwand erheischten diese Schulen wenig. Der Unterricht wurde fast immer in der Wohnung des Lehrers erteilt, der für seine Mühewaltung eine kleine Entschädigung in Naturalien erhielt. Da diese nicht zur Bestreitung des Lebensunterhaltes hinreichte, war er gezwungen, sich gleichzeitig noch einem zweiten Berufe zu widmen. Diese Verhältnisse änderten sich auch nicht, als unsere Heimat protestantisch geworden war. Im 30jährigen Krieg gingen viele solcher Schulen ein. Nach Beendigung dieses Krieges nahm sich nunmehr auch der Staat der Schule ein wenig an und seit dieser Zeit entwickelte sie sich allmählich zu dem, was sie sein soll, zur Schule des Volkes. Die Muttersprache wurde eifriger gepflegt, auch zeigten sich die ersten schichternen Versuche, die Jugend mit den realen Gebieten vertraut zu machen.

Aus dieser Zeit stammen die ersten verbürgten Nachrichten über den Bestand einer Schule zu Reischdorf. Aus dem Pfarrgedenkbuche ist nämlich zu entnehmen, daß 1659 Heinrich Tauber hierorts als Lehrer wirkte. Ob damals schon ein eigenes Schulgebäude bestand, ist sehr fraglich. Es dürfte auch hier — wie anderwärts der Fall — die Wohnung des Lehrers gleichzeitig als Unterrichtslokal gedient haben. Taubers Nachfolger wurde 1667 Andreas Fuchs, dem schon 1668 Wenzel Kaspar folgte, der hierorts bis 1700 tätig war. Wer von 1700—1717 unterrichtete, meldet das Pfarrgedenkbuch nicht. Vermutlich dürfte dies Johann Andreas Lannig gewesen sein. Im Gerichtsbuche zu Reischdorf wird dessen 1714 und 1716 als Gerichtsschreiber Erwähnung getan. Da nun die nachfolgenden Lehrer fast alle diese Funktion versahen, kann mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß er damals auch als Lehrer hier wirkte.

Von 1717—1785, also mehr als ein volles Menschenalter unterrichtete Franz Leopold Salzer. Unter ihm wurde, sofern es nicht schon bei seinem Dienstantritte bestand, das erste Schulgebäude errichtet. Nachgewiesenermaßen bestand es schon 1761; es hatte seinen Standort auf dem Schulsfelde und trug die Hausnummer 19. Bis zum Antritte des ersten Lokalisten (Geistlichen) im Jahre 1784 war die Schule eine Filial-, sodann Pfarrschule und unterstand gleich der Kirche dem Patronatsamte der Herrschaft Preßnitz. Noch unter Salzers Zeiten, bis 1740 besorgte der jeweilige Lehrer auch die Aufzeichnungen der im Orte erfolgten Geburten, Trauungen und Sterbefälle. In erwähntem Jahre wurde eine eigene Matrik angelegt, deren Führung nunmehr die Geistlichkeit übernahm. Von 1784 an wurden aus den herrschaftlichen Renten für sämtliche herrschaftlichen Schulen jährlich insgesamt 50 fl. auf Prämienbücher für brave, fleißige Schüler ausgefolgt, welcher Brauch sich bis Ende der 1860er Jahre erhalten haben soll.

Salzer war ein tüchtiger Lehrer. Seine großen unterrichtlichen Erfolge lenkten auch die Aufmerksamkeit seiner vorgesetzten Behörden auf sich und am 14. 4. 1779 traf ganz unverhofft der Schulrat Ferdinand Kindermann von Schulstein, der Oberaufseher für das gesamte „Normal-schulwesen“ in Böhmen ein, veranstaltete eine feierliche Versammlung und hängte dem verdienstvollen Lehrer nach einer warmen Ansprache den von Kaiserin Maria Theresia gewidmeten „Goldenen Gnadenpfennig“ um, eine bis dahin für einen Lehrer unerhörte Auszeichnung. Salzer war aber so bescheiden und von freudigen Dankesgefühlen überwältigt, daß es langen Zuredens bedurfte, ehe er sich entschließen konnte, die hohe Auszeichnung anzunehmen. Als ihm der Schulrat bedeutete, er könne sich unter Belassung seiner Bezüge zur wohlverdienten Ruhe setzen, hatte der Abergelückliche nur noch den Wunsch, man möge ihm wenigstens den Religionsunterricht belassen, dem er bis zu seinem nicht mehr fernen Ende getreulich obliegen wolle.

Gelegentlich der Inspizierung der Schulen auf der Herrschaft Preßnitz wurde auch ein Protokoll über die durchzuführenden Baulichkeiten aufgenommen. Der die Reischdorfer Schule betreffende Teil hat folgenden Wortlaut:

3. Die dritte Station ist erforderlich in dem Dorfe Reischdorf.

a) Für das alleinige Dorf Reischdorf, welches Dorf dermalen bereits in 200 Häusern besteht und für heuer und künftiges Jahr auf 206 Häuser erstrecken wird. Zur Erweiterung dieser schon von Alters von der Gemeinde erbauten Schule, anerkennen der Schullehrer in eben Zimmer, in welchem diese Schule kreiert ist, seine Wohnung aufgeschlagen hat, will ohnumgänglich erforderlich sein, indem zu diesem Schulhause gehörigen Vorhause nebst der allda befindlichen Kammer ein Zimmer und eine Kammer für den Schulmeister zu erbauen, auf welchen Bau nach dem hier angebogenen Bauprojekte und Riß aus denen kaiserlichen Renten an barem Gelde zur Auszahlung deren Handwerkern, dann für Baumaterialien ohnverschreiblich 180 fl. 24 Kr. 2 $\frac{1}{4}$ Pfennig, von der Gemeinde Reischdorf aber an Zufuhr und Handlangerlohn 99 fl. 12 Kr. 2 $\frac{1}{2}$ Pfennig, in Einem 279 fl. 36 Kr. 3 $\frac{1}{12}$ Pfennig beizutragen wären. —

Salzers Nachfolger wurde Lehrer Anton Rötner (1785). Unter ihm wurde die Schule 1791 zweiklassig, aber noch fünf Jahre, bis 1796, mußte er den Unterricht an beiden Klassen allein versehen. In diesem Jahre kam als zweite Lehrkraft Franz Hellmich, welcher zugleich die Leitung übernommen haben dürfte. Zu jener Zeit hatte der Leiter der Schule den Titel Präceptor, während die übrigen Lehrer Schulgehilfen genannt wurden. Das Gehalt des ersteren betrug 105 fl., jener des letzteren 70 fl. jährlich. Hierzu kamen noch verschiedene Naturalgiebigkeiten. Unter Hellmichs Leitung waren als Schulgehilfen und Unterlehrer wie jene später hießen, tätig: Anton Bittersmann, Gottfried Panhans (1820), Ignaz Schloffer, Franz Melzer, Franz Endler, Josef Lorenz, Franz Langoj, Franz Neubert († 1874 zu Wohlau), Ignaz Schmied († 1865 zu Radis). Gleich Salzer war auch Hellmich zugleich Gerichtsschreiber zu Reischdorf und ein sehr tüchtiger Lehrer. Seine Verdienste um das Schulwesen wurden durch Verleihung der „Goldenen Zivilverdienstmedaille“ gewürdigt. Die feierliche Aberreichung derselben erfolgte in der Ortskirche durch den Saazer Kreishauptmann Emanuel Hikiß in Gegenwart des bischöflichen Vikärs P. Josef Herzum und des gesamten Personals der Preßnitzer Herrschaft am 30. 8. 1840. Kurze Zeit darauf (2. 4. 1842) starb er. Nach seinem Tode übernahm der schon unter ihm wirkende Lehrer Anton Bittersmann die Leitung.

Das Klassenzimmer der 1. Klasse erwies sich 1833 infolge stetig steigender Schülerzahl als zu klein, weshalb in Abteilungen halbtägig unterrichtet werden mußte. Elf Jahre dauerte es, ehe diesem Abstände durch einen Neubau abgeholfen wurde. Im Jahre 1844 wurde an Stelle des alten baufälligen Schulhauses vom Maurermeister Franz Eiß und vom Zimmermeister J. Beitzl (beide aus Preßnitz) ein neues um den Betrag von 3.791 fl. C. M. errichtet, welches drei Lehrzimmer, Wohnräume für den Schulmeister und zwei Lehrer enthielt. Die feierliche Grundsteinlegung hatte am 8. 6. 1844 stattgefunden, während die Einweihung am 12. 10. 1845 erfolgte. Aber der Tür, welche vom Turnplatz in das Schulhaus führt, sieht man noch jetzt in dem steinernen Querbalken die Jahreszahl eingemeißelt. — Unter Bittersmanns Leitung wirkten hier: Wenzel Reißig, Schreiner, Anton Pöffler, Anton Aul, Johann Vienert (1856), Wenzel Riedl (1859), Josef Frank, Franz Neubert (dieser schon unter Hellmich), Eduard Sachs und Wenzel Seharisch.

Bis 1864 unterstand die Schule dem Patronatsamte der Pfreñziger Herrschaft. In diesem Jahre wurde die Gemeinde Patron und es fungierte von da an ein „Schulsausschuß“ unter Aufsicht des „Bischöflichen Schuldienstamtes“ bis 1869, in welchem Jahre die Neuorganisation des Volksschulwesens durchgeführt wurde.

Das Dienst Einkommen der Lehrer bestand bis zu dieser Zeit aus einem äußerst kleinen Gehalte, verschiedenen Naturalgiebigkeiten wie: Holz, Getreide, Nutzung von Grundstücken, sowie dem Schulgelde, dem „Neujahrgroschen“ u. a. sehr kleinen Geldbeträgen.

Für Reischdorf wurde das Schulgeld 1850 auf drei Kreuzer für vermögendere und zwei Kreuzer für ärmere Kinder pro Woche festgesetzt. Bis dahin hatte es sich der Lehrer selbst einkassieren müssen, von da an besorgte es die Gemeinde.

b) Von 1869 bis zur Errichtung zweier selbständiger Schulen (1876).

Das Jahr 1869 brachte infolge Annahme des Reichsvolksschulgesetzes im Parlamente eine große Umgestaltung des Volksschulwesens. Die Schulaufsicht wurde der Geistlichkeit entzogen und den neugeschaffenen Orts-, Bezirks- und Landesschulräten übertragen, welche Körperschaften aus Vertretern von Volk, Schule und Konfession gebildet wurde. Für die niederen Schulen wurde die allgemeine Bezeichnung „Volksschule“, für solche mit höherem Lehrziele der Name „Bürgerschule“ gewählt. Gleichzeitig wurde die Schulpflicht vom 6. bis vollendeten 14. Lebensjahre eingeführt. Das Dienst Einkommen der Lehrerschaft wurde durch Festsetzung entsprechend hoher fester Bezüge geregelt. Gewisse Rechte einzelner Lehrpersonen verblieben nur noch dem gegenwärtigen Nutznießer, während sie nach deren Ableben meist an die Gemeinde übergingen. Die Naturalgiebigkeiten hörten auf. Der Leiter einer mehrklassigen Schule hieß von nun an Oberlehrer.

In dem 1. Ortsschulrate hatte Franz Panhans Nr. 142 den Vorsitz, ferner gehörten ihm an: Josef Lienert Nr. 170, Simon Schuster Nr. 240, Joh. Schlosser Nr. 113, Oberlehrer Simon Hora und P. Ernst Hoffmann. (1871—74)

Zur Schule gehörte bei Inslebensreten des Reichsvolksschulgesetzes ein Wirtschaftsgebäude im Ausmaße von 6 Quadratklafter auf der Rückseite des Schulhauses laut Parzell-Nr. der Mappe 147, ein Gärtchen, Parzell-Nr. 146, das Schulfeld Parzell-Nr. 58, 148, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, welche Feldparzellen zusammen ein Ausmaß von 3 Joh 1540 Quadratklafter ausmachten, laut Besitzbogen Nr. 204.

Laut Grundeinlösungsprotokolle vom 20. 4. 1875 ad Nr. 8181 ai 1875 der Buschtährader Eisenbahn ist von dieser aus der Parzelle

Nr. 1904 ein bedeutende Teil abgetrennt. Es waren, wie aus einer Zuschrift des Raadner Bezirksschulrates an den hiesigen Ortsschulrat hervorgeht, 30 Quadratklafter, welche mit 22 fl. 50 Kr. entschädigt wurden. Die Gemeinde mußte den Betrag fruchtbringend anlegen und die Zinsen dem Oberlehrer ausfolgen. Aus einer anderen Zuschrift des Raadner Bezirksschulrates erhellt, daß aus der Parzelle ferner 431 Quadratklafter abgelöst und mit 323 fl. 50 Kr. entschädigt wurden. Auch dieses Geld mußte fruchtbringend angelegt und die entfallenden Zinsen dem Oberlehrer gegeben werden.

Mit dem Abgange des betreffenden Oberlehrers erloich jedoch das Recht der Oberlehrer auf den Zinsenbezug, sowie jenes auf den Nutzgenuß der Schulfelder. — Oberlehrer Bittersmann war 1871 pensioniert und Simon Hora als Nachfolger bestellt worden. Letzterer versah mit dem Unterlehrer Wenzel Reißig den Unterricht in den bestehenden 3 Klassen.

Reißig kam 1872 nach Radis. Seine Stelle erhielt Franz Willomiger, der jedoch bereits Neujahr 1873 nach Köstelwald versetzt wurde. An seine Stelle trat Alois Esbich aus Duppau und als 3. Lehrkraft trat hier an Hermann Willomiger. Für die beständig steigende Schülerzahl erwiesen sich die Klassen zu klein, weshalb im unteren Ortsteile eine neue Schule um 12.000 fl. errichtet wurde, welche vier Lehrzimmer, Wohnräume für den Oberlehrer und zwei Lehrer enthielt. Am 3. 10. 1875 fand die feierliche Einweihung des neuen Schulhauses durch den Ortspfarrrer P. Ernst Hoffmann in Anwesenheit des Pfreñziger Bezirksrichters Ernst Jahn, des Bezirkshauptmannes von Raaden, Karl Ludwig, sowie eines großen Teiles der Ortsbevölkerung statt.

Die Schüler der 4. Klasse, selbe war schon 1871 bewilligt, aber erst jetzt (1875) eröffnet worden, besuchten die alte, während jene der anderen Klassen nur halbtägig abwechselnd in beiden Schulhäusern unterrichtet wurden. Im Jahre 1874 kam an Stelle des von hier scheidenden Lehrers Alois Esbich der abs. Lehramtskandidat Candidus Berger. Im nächsten Jahre kam H. Willomiger nach Haberspirk, sein Nachfolger wurde Franz Tröml. Mit Beginn des Schuljahres 1876/77 wurden weiters als Lehrkräfte bestellt: Karl Trexler und Anton Bröckl.

Im Juli 1876 wurde die Schule in Nieder-Reischdorf selbständig. Deshalb nahm im gleichen Jahre der Ortsschulrat die Bildung zweier Schulsprengel vor. Die Häuser Nr. 41 und 126 bilden seit jener Zeit die oberste Grenze des Schulsprengels Nieder-Reischdorf. Aber Auftrag des Bezirksschulrates sollte eine neuerliche Teilung u. zw. derart durchgeführt werden, daß $\frac{3}{7}$ der Kinder auf die obere und $\frac{4}{7}$ auf die untere Schule entfallen wären, was jedoch infolge des Unwillens der betroffenen Eltern, deren Kinder einen viel weiteren Weg erhalten hätten, unterblieb.

Mit Beginn des Schuljahres 1876/77 wurde jede der beiden Schulen zweiklassig und unter selbständige Leitung gestellt.



c) Geschichte der Schule zu Ober-Reischdorf seit 1876 bis zur Gegenwart.

Oberlehrer der alten (oberen) Schule blieb Simon Hora. Schon mit 1. 11. 1877 wurde sie wieder 3-klassig. Um diese Zeit war es mit den Lehrmitteln der hiesigen Schule noch übel bestellt. So war beim Dienstantrittes Horas außer einer schlechten Landkarte von Böhmen und einer solchen von Österreich nur noch ein Globus vorhanden. Horas Bemühungen gelang es, diesem Abstände wenigstens einigermaßen zu steuern. Er gründete ferner 1872 die Schülerbücherei. Über seinen Antrag ward weiters der Industrialunterricht (Unterricht in weiblichen Handarbeiten) eingeführt. Die erste Lehrerin hiesfür war Marie Hentich, welche für die Unterrichtserteilung an beiden Schulen jährlich 272 fl. erhielt.

1877 erhielt die Schule eine Blocke. Im nächsten Jahre legte man eine Fichtenpflanzung rings um den Turnplatz an, um so im Laufe der Zeit einen natürlichen Zaun zu erhalten. Doch litten die Bäumchen im Winter zu viel unter der Schneelast und gingen allmählich ein. Dagegen gediehen die in der Vorwoche des Osterfestes 1876 dabeilbst gepflanzten Ebereschen und Lindenzäumchen vortreflich, welche letztere noch jetzt stehen. Der Turnplatz wurde 1880 über Einschreiten des damaligen Ortschulinspektors mit den erforderlichen Turngeräten versehen.

1879 erfuhr die Schülerbücherei durch eine größere Bücherspende des Reichsratsabgeordneten Adolf Ritter von Obentraut eine namhafte Bereicherung. Auch widmete der Gesangverein aus dem Ertragnisse eines mit dem Veteranenverein gemeinsam abgehaltenen Balles 10 fl. ö. W. beiden Schulen zu gleichen Teilen für diesen Zweck. Im gleichen Jahre schritt man zur Herstellung eines neuen Lehrzimmers, welches aus dem größeren Teile des schon vorhandenen Lehrzimmers der 2. Klasse entstand. Dessen übriger Teil samt dem angrenzenden Unterlehrerzimmer und ein Teil des Hausanges wurden zu einem anderen Lehrzimmer ausgebaut. Seit dieser Zeit gab es im Erdgeschoß eine, im Stockwerke drei Klassen. Am 15. 10. 1881 erfolgte die Eröffnung der 4. Klasse. Es bedeutete dies eine große Erleichterung für die Lehrkräfte, denn die Schülerzahl hatte stark zugenommen — eine Wirkung des durch das Reichsvolksschulgesetz bedingten Schulzwanges. Ein recht anschauliches Bild der Folgen dieses Gesetzes gibt das Verzeichnis sämtlicher Schulkinder. Nach diesem betrug deren Gesamtzahl

1871/72	388,	1874/75	526 und
1872/73	459,	1875/76	557.
1873/74	555,		

Im Jahre 1883 wurde die Schule vorübergehend wieder dreiklassig, indem in der obersten Klasse eine Trennung nach Geschlechtern durchgeführt wurde. Es gab von da an, bis zum Jahre 1887, in welchem die Schule wieder vierklassig wurde, eine 3. Klasse für Mädchen und eine solche für Knaben.

Der Schulbesuch wurde damals gleich den Unterrichtsgegenständen beurteilt. Im Jahre 1882/83 gestaltete sich die Beurteilung bei 126 Kindern als sehr fleißig, bei 33 Kindern als fleißig, bei 46 Kindern als

minderfleißig, bei 36 Kindern als nachlässig. Ein Kind hatte die Schule gar nicht besucht.

Durch Abgrabung des Randes gegen den Kirchenplatz wurde 1886 der Turnplatz vergrößert und gleichzeitig vom Oberlehrer Rirsch auf dessen eigene Kosten ein kleiner Gemüsegarten angelegt. Im Jahre darauf widmete der Gesangverein abermals 8 fl. 50 Kreuzer ö. W. für die Schülerbücherei und 1888 erhielt sie für den gleichen Zweck aus dem Ertragnisse eines Konzertes 35 fl. ö. W.

Im Jahre 1896 wurde an der Anstalt ein landwirtschaftlicher Fortbildungskurs errichtet, der bis 1903 bestand.

Schon 1894 waren einige Klassen wiederum überfüllt, welcher Abstand sich in den nächsten Jahren steigerte. Deshalb beauftragte der Bezirkschulrat den Ortschulrat wiederholt, einen Raum für ein fünftes Lehrzimmer ausfindig zu machen. Da ein Anbau zu kostspielig gefunden wurde, andererseits im Orte kein entsprechendes Lokal aufzutreiben war, richtete man im Sommer 1900 die zwei Zimmer des Oberlehrers zu einer Klasse her. Nach Fertigstellung dieses Lehrzimmers hatte jedoch die Schulbehörde bedeuget, daß dies bloß als vorübergehende Maßnahme betrachtet werden könne und daß es unbedingt notwendig sei, Wandel in den unzulänglichen Schulräumlichkeiten zu schaffen. Infolgedessen entschloß sich endlich die Gemeindevertretung, allerdings sehr schweren Herzens, einen entsprechenden Anbau aufzuführen zu lassen. Am 1. 7. 1902 wurde damit begonnen, Mitte Oktober war der Bau, entworfen von Baumeister Peter in Kaaden, ausgeführt von Baumeister Rohm in Weipert, vollendet. Drei Klassenzimmer sind seit dieser Zeit im alten Teile und zwei im neuen Teile des Schulgebäudes untergebracht. Die Wohnung des Oberlehrers wurde wieder hergestellt, Stiegen und Aborte neu angelegt. An Stelle des in diesem Jahre aufgelassenen landwirtschaftlichen Fortbildungskurses wurde Mitte Oktober 1902 eine gewerbliche Fortbildungsschule errichtet.

Seit 1869 obliegt die Überwachung des Unterrichtes in erster Linie den Bezirkschulräten durch die Bezirkschulinspektoren. Bis zum Jahre 1906 gehörten die hiesigen Schulen zum Schulbezirke Kaaden. Inspektoren waren Franz Malg (1869—75), Ignaz Schneider (1875—90) und Wenzel Schmidtmayer (seit 1890). Am 1. Oktober 1906 wurden die Bezirkshauptmannschaft und der Bezirkschulrat Preßnitz errichtet, welcher letzterem die Schule nunmehr untersteht. Einen eigenen Bezirkschulinspektor bekam der neue Bezirk jedoch nicht, sondern von da an versah der des Raadner Bezirkes diesen Dienst auch für den hiesigen Bezirk. Mit Beginn des Schuljahres 1909/10 wurde der Preßnitzer Schulbezirk gemeinsam mit dem St. Joachimstaler Bezirk dem bereits dort wirkenden Bezirkschulinspektor Anton Müller zur Aufsicht überwiesen.

Das Schuljahr 1914/15 begann im Zeichen des Weltkrieges, welcher am 26. Juli 1914 ausgebrochen war. Dieses sowie die nachfolgenden Kriegsjahre waren von unheilvollem Einflusse auf das Schulleben. Die meisten Lehrkräfte wurden zur militärischen Dienstleistung einberufen, die zurückgebliebenen hatten meist je zwei Klassen zu versehen. Dazu gefellten sich bald Ernährungsschwierigkeiten, die sich von Tag zu Tag

steigerten und äußerst ungünstig auf die körperliche als auch geistige Entwicklung der Kinder einwirkten. Infolge schlechter Kost traten epidemische Krankheiten (Ruhr, Grippe) auf und gegen die Kinderkrankheiten wie Masern, Diphtherie usw. war der jugendliche unterernährte Körper widerstandslos geworden. Oft mußten die Kinder dem Unterrichte fernbleiben, weil es zu Hause keinen Bissen zu essen gab und man den Hunger „verschloß“. So darf es angesichts dieser Verhältnisse nicht wundernehmen, wenn der Schulbesuch, der im letzten Vorkriegsjahre durchschnittlich 96% betrug, bis auf 82% herabsank. Bei den obwaltenden Umständen leuchtet es leicht ein, daß das vorgeschriebene Lehrziel nicht erreicht werden konnte. Besonders hemmend wirkte dabei auch die Verwendung der daheim gebliebenen Lehrkräfte zu allerlei außerberuflichen Arbeiten als: Anbauschänerhebung, Teilnahme an Requirierungskommissionen, Mitarbeit in Brotkommissionen usw., wodurch sie einerseits ihrem Berufe entzogen wurden — da infolge dieser Arbeiten der Unterricht oft tagelang entfiel — andererseits in Ausführung des ihnen erteilten behördlichen Auftrages mitunter in Zwiespalt mit der Bevölkerung gerieten. Aber amtlichen Auftrag wurden verschiedene Sammlungen in und außerhalb der Schule durch die Schuljugend durchgeführt. Man verfertigte Schals, Handschuhe, Socken u. a. für die Frontkrieger, sammelte Geldspenden für das rote Kreuz, für Invalidenfürsorge; als die Rohstoffe zu Ende gingen, wurden alte Kleidungsstücke und Metalle (Messing, Zink, Kupfer) zusammengetragen und ihrer Bestimmung zugeführt. Letzterer Sammlung fiel auch die Schulglocke zum Opfer (1917). Als Tee-Ersatz holte man Brombeerblätter, welche in getrocknetem Zustande abgeliefert werden mußten.

Gleich zu Kriegsbeginn mußten die Lehrer Franz Göhler, Anton Kreißl und Josef Mettele zum Militär einrücken. Ersterer starb an den Folgen eines Kopfschusses in Komotau und wurde in Reischdorf unter großer Beteiligung der Bevölkerung am 2. Jänner 1915 beerdigt, Kreißl fiel im Feldspital zu Radymno (Galizien) der türkischen Cholera zum Opfer (24. 10. 1914) während Mettele vom März 1915 bis Weihnachten 1920 in russischer Kriegsgefangenschaft schmachtete. Für die eingerückten Lehrkräfte waren zwei Aushilfskräfte bestellt worden, von denen eine bereits nach 14 Tagen ebenfalls zum Militär einberufen wurde. Dies war Lehrer Rudolf Huß, welcher am 10. 5. 1915 bei Wola Sekowa fiel. Da mithin nur drei Lehrpersonen vorhanden waren, mußte in vier Klassen halbtägig unterrichtet werden. 1918 waren nur noch zwei Lehrkräfte hier. Infolgedessen wurde die Schule vorübergehend vierklassig, wobei in allen Klassen Halbtagsunterricht erteilt wurde.

Diesen Abständen machte der Zusammenbruch der Front im Oktober 1918 ein Ende. Vom 15. 12. 1918 an erfolgte wieder regelmäßiger Unterricht in allen Klassen und mit Beginn des Schuljahres 1919/20 wurde die 5. Klasse wieder eröffnet.

Infolge der politischen Neuordnung mußten alle Bilder, Bibliotheksbücher usw., welche an das frühere Regime erinnerten, beseitigt werden. Durch größere Neuanschaffungen konnten die entstandenen Lücken nicht nur ausgefüllt, sondern Bücherei und Lehrmittelsammlung um ein Er-

hebliches bereichert werden. Die erforderlichen Geldmittel wurden aufgebracht durch Spenden des deutschen Turnvereines, des Gesangsvereines, der Ortsgruppe des Bundes der Deutschen in Böhmen (je 50 K), eine Spende des Lehrkörpers (48 K), sowie aus einem Teilbetrage des Reinertragnisses eines Wohltätigkeitskonzertes, veranstaltet durch Kapellmeister Janieg.

Mit Beginn des Schuljahres 1920/21 sollte über Anordnung des Landesschulrates eine Klasse an der Schule aufgelassen werden, was jedoch infolge erfolgreichen Einspruches unterbleibt.

Seit 1876 wirkten an der Schule:

- 1.) als Oberlehrer: Simon Hora (1871–84), Karl Rirsch (1884–93), Franz Souček (1893–98), Laurenz Sedlitz (1898–1918). Seit dieser Zeit hat der hiesige Lehrer Josef Wettengel die provisorische Schulleitung inne.
- 2.) als Lehrer: Heinrich Lerch v. Lerchenstamm (1876/77), Wenzel Rott (1877/79), Candidus Bergner (bis 1878), Karl Kohn (1878/80), Anton Schröter (1878/79), Antonie Krauß (1879/1911), Hermann Wießner (1881/84), Johann Kleiner (1881 und 83/86), Johann Hanke (1881/82), Karl Kremser (1882/83), Johann Jrmel (1883/84), Johann Hauschild (1884/92), Franz Pechtor (1883), Karl Tschochner (1886/88), Johann Eichholz (1888/89), Rudolf Meier (1889/91), Karl Lauerer (1892/99), Paul Kargel (1892/98), Ant. Meizner (1897), Frz. Krombholz (1898/1900), Josef Laber (1898), Josef Wettengel (1899/1900 und seit 1904), Josef Voit (1900/06), Hermann Heger (1900/03), Karl Tobisch (1900/02), Karl Ludwig (1902/05), Josef Mettele (1904/05 und seit 1911), Franz Göhler (1905/14), Wenzel Fucker (1906/07), Friedrich Bartl (1907/09), Alois Fritsch (1909/12), Ant. Kreißl (1909 und 1912/14), Willibald Hofmann (1913), Martha Friedrich, Anton Kurz, Josef Püschl (letztere drei kurze Zeit im Jahre 1913/14), Marie Siegl (seit 1914), Rudolf Huß (1914), Ernst Kellner (1915), Ernst Fischer (seit 1916; angetreten infolge des Krieges erst 1918), Kilian Flor (1918), Ferd. Reißig (1918/19), Josef Püschl (seit 1919), Willibald Hentsch (1919/20), Karoline Plager (1920), Ernst Schloßer (1920/21).
- 3.) als Handarbeitslehrerinnen: Josephine Bareuth (1872/81), Marie Hentsch (1881/1903), Marie Knauschnr (1903/04 und 1908/11), Karoline Bastien (1905), Marie Stark (1905), Helene Heckl (1905/07), Leopoldine Pauler (1910/12), Marie Rimpl (seit 1912).



d) Geschichte der Schule in Nieder-Reischdorf.

Bereits an anderer Stelle wurde über deren Errichtung (1874) berichtet. Sie wurde 1876 eine selbständige zweiklassige Volksschule, erhielt wenige Monate darauf eine 3. und am 1. 11. 1877 eine 4. Klasse.

Aber die allgemeinen Verhältnisse des Schulwesens gilt für diese Schule das Gleiche, was bei der Geschichte der oberen Schule erwähnt wurde, weshalb es hier nicht wiederholt wird. Im nachfolgenden wird nur angeführt, was speziell diese Schule betrifft. 1878 erhielt der Turm des Schulhauses eine Glocke im Gewichte von $1\frac{1}{2}$ q.

Nach einem 1880 erstatteten Berichte war der Schulbesuch der Kinder auf den drei letzten Jahresstufen in diesem Schuljahre folgendermaßen beurteilt worden: 35 Kinder „sehr fleißig“, 24 Kinder „fleißig“, 20 Kinder „minder fleißig“, 25 Kinder „nachlässig“.

Da die Schule erst 1874 errichtet worden war, die obere Schule selbst aber noch wenig Lehrmittel damals besaß, insofgedessen auch nichts ablassen konnte, wies der Bezirkschulrat im Jahre 1879 eine größere Menge solcher Unterrichtsbehelfe der Schule zu. Gleichzeitig widmete Ritter von Obentraut 67 Bänden der Schülerbücherei; ferner erhielt die Schule 5 fl. aus dem Reinertragnisse eines örtlichen Festballes (Veteranen- und Gesangsverein) und weiters eine größere Geldspende des Bezirkschulrates, sodaß nunmehr Lehrmittelsammlung, Schüler- und Lehrerbücherei schon einen ansehnlichen Umfang erreicht hatten.

1881 erhielt die Schule einen Blikableiter. Von 1894—1903 bestand an der Schule ein landwirtschaftlicher Fortbildungskurs, welcher infolge schwachen Besuches einging. — Anlässlich des 60 jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josef I. hatte man in der Rasenanlage neben der Schule einen Gedenkstein (1908) und etwas später davor einen Springbrunnen errichtet.

Der Weltkrieg suchte auch diese Schule schwer heim. Auch hier mußte infolge Einberufung von zwei Lehrkräften durchwegs halbtägig unterrichtet werden. — Der Kriegsmetallsammlung fiel im Jahre 1917 die Turmglocke zum Opfer.

Mit Beginn des Schuljahres 1920/21 wurde über Anordnung des Landeschulrates eine Klasse aufgelassen, die Schule mithin wieder dreiklassig.

Auch die Schülerbücherei dieser Schule wurde 1920 einer Sichtung unterzogen und gleich der Lehrmittelsammlung vergrößert. Der Aufwand wurde gedeckt durch Spenden der Ortsgruppe des Bundes der Deutschen in Böhmen, des Gesangs- und des Turnvereines, sowie einen Teilbetrag des Reingewinnes des von Kapellmeister Janicz veranstalteten Wohltätigkeitskonzertes.

Abschließend wäre noch zu bemerken; daß die Hauptferien bis 1871 bloß vier Wochen, von da an sechs Wochen und seit 1906 acht Wochen

dauern. — Der erste Oberlehrer in Nieder-Reischdorf war Franz Willomiger (1876—86), ihm folgten Eduard Heger (1886), Adolf Demel (1886—1918), Anton Meirner (seit 1918).

Als Lehrer wirkten hier: Karl Trexler (1876/79), Adolf Demel (1877/81 und Oberlehrer 1886/1918), Alfred Gebert (1878/84), Juliana Zug (1879), Alois Schreiner (1880), Josef Schneider (1880/81), Alois Janka (1881), Franz Eichert (1881/84), Adalbert Weiger (1881/82), Hermann Wießner (1882/85 und 87/97), Lidwina Goldberg (1884/95), Josef Schulz (1884/85), Sophie Kästner (1885/86), Vinzenz Toghauer (1885/86), Karl Krohmer (1886/87), Wilhelm Sagner (1886/87), Emil Ludwig (1887/88), Ferdinand Weiß (1887/88), Josef Proksch (1889/91), Paul Motyka (1891/96), Miloslava Schlupek (1895/97), Karl Ludwig (1897/1902 und 1914/16), Karl Guba (1897/98), Ant. Migner (1897/98, 1898/1918 und seither als Oberlehrer), Wilhelm Smetana (1898), Emil Reicht (1898), Josef Hüttner (1899/1900), Jos. Wettengel (1900/04), Karl Tobisch (1902/05), Richard Holba (1904), Jos. Mettele (1904/11), Georg Stampfl (1905/10), Ant. Schulz (1910/13), Ant. Steiner (1911/18), Kilian Flor (1913/20, dazwischen kurze Zeit in Christophhammer und Ober-Reischdorf), Ernst Kraus (1913), Jos. Melzer (1916), Rud. Wächter (1918), Jos. Püschl (1918/19), Franz Hahn (1918/19), Anton Müller (seit 1919), Martha Kronberger (1919/20), Otto Peinelt (seit 1920).

Als Handarbeitslehrerinnen waren tätig: Marie Gentsch (1876/82), Klementine Raab (1882/1914), Karoline Heidmann (1913/14, stellvertretend,) seit 1914 Marie Klauß. Als Stellvertreterin für diese war seit 1914 bis 1921 wiederholt E. Gamisch bestellt.

Da nun bereits drei Jahre seit dem Ende des blutigen Völkeringens verflossen sind und wieder regelrecht unterrichtet werden kann, ist zu erwarten, daß das örtliche Schulwesen, dem dieser Krieg ebenfalls tiefe Wunden schlug, binnen kurzem jene Höhe erreicht haben wird, die es 1914 inne hatte. Aber den Wert einer Schulbildung aber braucht wohl in unserem vorgeschrittenen Zeitalter kein Wort mehr verloren zu werden und treffend sagt der Dichter:

„Gute Schulen am rechten Platz
Sind allezeit ein großer Schatz
Und zu Hause gute Zucht
Mehr und zeitigt ihre Frucht“.



Geschichte der Kirche zu Reischdorf.

Die Ortskirche soll ihre Entstehung hier ansässigen Bergleuten verdanken. Dies erscheint wohl einerseits möglich, da noch heute alte Halbenzüge zwischen Reischdorf und Dörsdorf liegen, andererseits findet man aber nirgends urkundliche Aufzeichnung, daß in Reischdorf selbst Bergbau betrieben wurde und daher hier Bergleute zu Hause waren. Das Dorf gehörte früher zur Seelsorge in Preßnitz. Leider sind bei den letzten zwei großen Bränden dieser Stadt, zuletzt 1811, mit der Pfarrei auch viele Schriften usw., welche sicherlich auch genauere Angaben über unser Gotteshaus enthielten, verbrannt. Soviel kann man aber aus dem Sterberegister unter dem Datum vom 1. Jänner 1670 ersehen, daß zu jener Zeit das Begräbnisrecht bei der hiesigen Kirche, damals Totenkapelle genannt, schon vorhanden war, mithin diese Kapelle, die heutige Kirche, schon vor 1670 errichtet worden sein muß.

Oben erwähntes Sterberegister ist das älteste hierortige und wurde von dem jeweiligen Lehrer geführt. Es reicht von 1661 bis 1711 und ist noch vorhanden. Gleichzeitig wird in der Pfarrei ein Taufregister aufbewahrt, welches ebenfalls der Ortslehrer führte und von 1659—1711 reicht. Für die Zeit von da an bis 1739 sind wohl Aufzeichnungen über Geburten, nicht aber über Todesfälle bekannt.

Das Begräbnisrecht bei dieser Kapelle soll einer unverbürgten Sage nach durch einen Inassen Reischdorfs namens Andras Bach erwirkt worden sein, daher er samt seiner Gattin zum Danke angeblich unter dem Predigtstuhle beim Altare des hl. Johann Nepomuk, wo noch der Gruftstein zu sehen ist, beerdigt wurde. Auch war eine blecherne Tafel als Monument, auf welcher eine Manns- und eine Frauensperson dargestellt war, noch um 1790 unter der Kanzel aufgehängt.

Wann die Kirche die gegenwärtige Gestalt und Größe erhielt, ist unsicher zu bestimmen, zumal eine allerdings unverbürgte Sage berichtet, daß sie auch einmal abgebrannt sein soll. Man vermutet, daß sie ihr gegenwärtiges Aussehen 1689 erhielt, aus dem Grunde, weil an dem Hauptbalken in der Kirche und außen in eine Mauerlatte die Jahreszahl 1689 eingeschnitten ist. Vor 1713 wurde jährlich dreimal u. zw. zu Pfingsten, zur Kirchweih und zum Martinsfeste (als Kirchenpatron) Gottesdienst hier abgehalten, von diesem Jahre an außerdem noch an 17 Sonn- bzw. Festtagen. Als Entgelt für die größere Mühewaltung erhielt der Preßnitzer Pfarrer seitens der Gemeinde jährlich 50 fl. zwecks Anstellung eines Kaplans in Preßnitz und außerdem erhöhte Taufstolgebühren zugestanden. Die Vermehrung der Tage, an denen Gottes-

dienste abgehalten wurden, fand 1726 auch die Bestätigung der vorgesetzten kirchlichen Behörde, sodaß nunmehr die hiesige Totenkapelle zur wirklichen Filialkirche erhoben wurde. Seit 1740 obliegt die Matrikenführung hierorts der Geistlichkeit. Außer Geburten und Sterbefällen wurden nunmehr auch Trauungen verzeichnet.

Die Taufen wurden je nach den Umständen, auch in der Preßnitzer Kirche vollzogen. Fanden sie im Orte selbst statt, mußte der Kirchendiener aus Preßnitz das hiezu erforderliche Weihwasser, hl. Öl und Chrisam mit heraufbringen. Im Jahre 1770 wollte man an die Kirche einen Turm anbauen, mußte das Vorhaben aber wieder aufgeben, weil wegen vielen Wassers kein Grund gefunden werden konnte. Seit 1762 bemühte sich die Gemeinde, einen eigenen Seelsorger zu erlangen, was endlich mittels Hofdekretes bewilligt wurde, nachdem bereits 1774 die Gemeinde durch nachfolgenden Revers die Zusage gegeben hatte, zum „besseren Fortkommen dieses in versagtem Reischdorf anzustellenden Seelsorgers“ einen entsprechenden Beitrag zu leisten; der erwähnte Revers hat folgenden Wortlaut:

„Wir Richter und Geschworenen des zur kais. königl. Kameral Herrschaft Preßnitz angehörigen Dorf Reischdorf bekennen hiemit im Namen sämtl. Gemeinde Einwohnern, daß: nachdeme dero kais. königl. Apostol. Majestät unserer Gemeinde einen eigenen Lokalkaplan zu resolviren geruhet haben wir uns freiwillig verbindlich machen zum besseren Fortkommen dieses in versagtem Reischdorf anzustellenden Seelsorgers folgenden Beitrag zu leisten u. zwar:

- 1^{oo} Wollen wir die bey der auf allerhöchst rentliche Kosten aufgeführte geistliche Wohnung künftig vorfallende Reparaturen, wie sie immer Namen haben mögen aus dem Gemeind Säckel jederzeit bestreiten und also dieses Gebäud zu immerwährenden Zeiten in aufrechten Stand erhalten.
- 2^{do} Machen wir uns anheischig dem uns anstellenden Kaplan Neun Klafter Brennholz ohne mindeste Wiedervergeltung alljährlich darzureichen, den Betrag hievon in die höchst obrigkeitl. Renten zu bezahlen, und bis zur Wohnung gratis heimzuführen. Dann
- 3^{io} das nötige Futter zur Auswinterung einer Kuh ohne Widerrede alle Jahre bezuschaffen, und endlichen
- 4^{ta} Geloben wir diesem unsern Seelsorger die Tag am Stola und Dezima nicht nach dem diesfällig ergangenen allerhöchsten Patent, sondern nach der von alters her eingeführten Gewohnheit immerfort und also zu bezahlen, wie sie bisher jeden preßnitzer S. Pfarrer von Uns und unseren Voreltern entrichtet worden und in den Entwurf der jährl. reischdörfer Einkünften besagten S. Pfarrers ausdrücklich zu ersehen ist. Wie wir denn auch uns
- 5^{to} Verbindlich machen auf eine immerwährende Lampen zu Ehren des Hochwürdigsten Sakraments von jeder nuzbaren Melkkuh ein halbes Pfund Butter ohnweigerlich abzugeben.

Damit nun alles dasjenige was vorhergehende fünf Punkten besagen, von Uns und unsern Nachkömmlingen getreulich und ohne

Gefährde eingehalten werden möchte und solle: so haben wir einverständlich mit der ganzen Gemeinde gegenwärtigen Revers freiwillig und ungewollungen unter eigenen Handunterschriften, und Pötschaft Fertigung ausgestellt.

so geschehen Reischdorf, den 5. August 774 (=1774)

L. S.

Johann Michael Schuster, Richter.

Lorenz Böschl,	} Geschworene.
Lorenz Panhans,	
Gottfried Tobisch,	
Franz Schlosser,	
Martin Hahn,	
Franz Panhans,	
Joh. Georg Bach,	
Georg Schlosser,	
Leopold Jßer,	
Josef Schlosser	ältere im Namen der übrigen.

Die Wohnung für den Seelsorger wurde auf Befehl Kaiser Josefs II. aus den Renten der Preßnitzer Herrschaft 1783 um 1019 fl. erbaut. Der Bau, zu dem die Gemeinde 118 fl. 54 Kreuzer beisteuerte, erhielt die Haus Nr. 210 und enthielt zwei Zimmer für einen Geistlichen, eine Küche, ein Dienstubenzimmer, Speisgewölbe und Keller; anschließend war ein kleiner Stall errichtet worden.

1782 wurden auf Grund des 1774 von der Gemeinde ausgestellten Reverses im herrschaftlichen Amtshause zu Preßnitz vor dem Oberamtmann Wenzel Prokatsch in Anwesenheit des Richters, der Geschworenen und einiger „Gemeindeältester“ von Reischdorf die Stollagegebühren entsprechend erhöht. Unter anderem wurde bestimmt, daß der Geistliche bei jeder Hochzeit außer dem ihm gewöhnlich zukommenden Lüchl eine alte Henne und eine Stütze Bier in natura oder für beides 1 fl. 15 Kreuzer in barem Gelde zu erhalten habe.

Das Getreide-deputat wurde 1784 in ein erhöhtes Bierdeputat umgewandelt, außerdem statt Lieferung des Futters für eine Kuh das Schulfeld geteilt, von dem der Geistliche jenen Teil zwischen Nr. 18 und 24 erhielt, welcher ein Ausmaß von 13 Mezen hatte, sich aber in einem wüsten Zustande befand. Nicht weniger als 13 große Steinhausen in der Mitte des Feldes, ferner viel Gestrüpp und Gesträuch mußte der erste Lokalist entfernen lassen, ehe es in einen halbwegs entsprechenden Zustand kam. Der erste Lokalist P. Florian Nemml, ein gebürtiger Preßnitzer und zuvor dort als Kaplan tätig, kam 1783 nach Reischdorf, starb aber schon am 12. 9. 1788. Ihm folgte der Weipertter Kaplan P. Karl Böschl, welcher 1806 eine Pfarrstelle in Weißentuschkau bei Pilsen erhielt.

Nachdem schon in den 1780er Jahren Kaiser Josef II. die Taufstola aufgehoben hatte, wurde der dadurch bedingte Entgang an Gebühren durch einen entsprechenden Betrag aus dem Religionsfonde gedeckt. Bei Taufen gab nunmehr der Kindsvater durch die Hebamme 10 Kreuzer, jede Pate 7½ Kreuzer als freiwillige Spende.

1806 kam als neuer Geistlicher P. Franz Köhler, Kaplan in Görkau, hieher. 1813 tauschte er mit Pfarrer P. Josef Handbach in Sebastiansberg die Stelle, da letzterer infolge seines Alters ein kleines Kirchspiel vorzog. Schon 1791/92 wurde von der Gemeinde, weil die Wohnung des Geistlichen zu ebener Erde zu feucht war, ein Stockwerk von Holz gebunden, auf die Pfarre aufgesetzt und ausgemauert. Das neue Stockwerk bestand aus einem heizbaren Wohnzimmer, einem Nebenzimmer und zwei Kammern. Gelegentlich dieses Baues errichtete man auch eine kleine an die Pfarre anschließende Scheuer. Nach dem Tode des Pfarrers P. Josef Handbach wurde der bauliche Zustand des Pfarrhauses gesetzlich erhoben und angeordnet, daß das untere Wohnzimmer wieder herzustellen ist. Über Vorstellung des Geistlichen wurde eine Scheidewand mit gebrannten Ziegeln aufgeführt, der Fußboden mit Schmiebeschlacken ausgefüllt und erhöht, sodaß nunmehr die Wohnung trocken wurde. Zu diesem im Jahre 1827 erfolgten Umbau steuerte der Geistliche aus eigenen Mitteln 28 fl. C. M. bei. In diesem Jahre wurde auch die Mauer im Garten von Grund aus neu aufgeführt, das Bundwerk, vom Garteneck angefangen, gegen die Mittag- und Abendseite bis zum Eingang auf dem Scheuerboden gemauert, die Richtung der Stiege geändert, um aus dem viel größeren oberen Vorhause noch eine Kammer machen zu können. Diese Baulichkeiten kosteten der Gemeinde 300 fl. C. M. wozu der Nugnießer ebenfalls 60 fl. beisteuerte.

Auf den 1825 verstorbenen P. Josef Handbach folgte der in Ober-Rapich bei Leitmeritz gebürtige Schloßkaplan zu Horatitz, P. Wenzel Krätschmer. Unter ihm schon fanden Verhandlungen wegen des Bauplages einer neuen Kirche mit Johann Fischer, Besitzer von Nr. 24 und Franz Hahn, Besitzer von Nr. 26 statt, welche beide bereit waren, einen Teil ihrer Gärten zu diesem Zwecke abzutreten (1829). — Der Nachfolger P. Krätschmers wurde am 23. 6. 1836 P. Johann Halbhuber. — Ein Jahr darauf wurden auf dem Turme neue Seitenwände hergestellt. Daher wurden auch die Glocken, welche wegen des baufälligen Turmes bisher auf einem eigenen Glockenhanse an der Straße untergebracht waren, wieder auf dem Turme angebracht. Im Frühjahr 1855 ließen Franz Panhans Nr. 135, sein Sohn Franz Panhans Nr. 142 und dessen Schwiegerjohn Ignaz Panhans Nr. 65 den Seitenaltar zu Ehren Jesu als Kind ganz neu erbauen und entsprechend ausstaffieren. Auf Kosten Franz Panhans Nr. 142 wurde zugleich die Kanzel renoviert. —

Im Jahre 1869 wurde P. Johann Halbhuber Pfarrer in Schönwald (Prager Diözese), während seine Stelle der Kooperator von Kríma, P. Ernest Hoffmann, ein gebürtiger Reichenberger, erhielt. Im ersten Jahre seiner hierortigen Tätigkeit (1869) wurde der Glockenstuhl abermals ausgebessert, ein Teil des Daches erneuert, die Orgel repariert, die Bilder an den Emporen restauriert, sowie einige kirchliche Gewänder an Stelle der schon recht fadencheinigen neu angeschafft und hiefür insgesamt 1057 fl. 20 Kreuzer aufgewendet.

Am 27. 9. 1874 wurde durch ihn der neue Friedhof eingeweiht. Mit Einführung der metrischen Maße (1875) wurde das bisherige Holzdeputat per 9 Klafter mit 33½ m festgesetzt. (1 Klafter = 359 m³).

Nach langer Amtstätigkeit warf ein schweres Sichtsleiden P. Ernest Hoffmann 1890 aufs Krankenlager, weshalb ihm P. Andreas Ubl als Aushilfspriester zugewiesen wurde. Nachdem sich sein Zustand nicht besserte, wurde er im Jänner 1892 in das Kloster der Elisabethinerinnen in Raaden überführt, wo er am 1. 11. 1892 starb. Über allgemeinen Wunsch der Bevölkerung wurde er nach Reischdorf überführt und auf dem Ortsfriedhofe am 4. 11. beerdigt. Schon vor seinem Tode hatte nach P. Ubl's Abgang P. Josef Zumpfe die hiesige Seelsorge übernommen, welcher infolge Erhebung des bisherigen Lokalie zur Pfarrei im Jahre 1892 als Pfarrer hieselbst installiert wurde und in dieser Eigenschaft noch jetzt hierorts tätig ist. Er bemühte sich eifrig um die Errichtung einer neuen Kirche an Stelle des baufälligen Gebäudes. Infolge von Meinungsverschiedenheiten unter der Bevölkerung, welche sich nicht über den Standort einigen konnte, unterblieb der Bau, obwohl vom Bonifaziusvereine in Prag der größte Teil der erforderlichen Geldmittel zugesichert worden war.

In den Kriegsjahren fielen die beiden großen Glocken der Kriegsmetallsammlung zum Opfer. Die größere, 129 kg wiegende, wurde 1916, die kleinere, 43 kg schwer, 1917 abgenommen. Die hierfür gezahlten Beträge von 516 K und 172 K erliegen in der Kirchenkasse beim Patronatsamte in Preßnitz und bilden den Grundstock für das Kapital zur Beschaffung neuer Glocken in besseren Zeiten.



4.) Über Familien-, Tauf- und Hausnamen.

Die am häufigsten vorkommenden Familiennamen sind Bach (früher Pach), Eberle (Eberlein), Ehnert, Fischer, Hahn, Hünl, Jser, (Sfer), Jugl, Köhler, Peinelt, Panhans (Bahnhans), Pöschl, Rück, Richter, Rimpl (Rümbel), Schlosser, Schuster, Schneider, Stang, Schiel und Hudl. Letztere 3 Namen kommen gegenwärtig nur noch als Hausnamen vor. Alle diese Namen sind in den ältesten Schriften, besonders in Gerichtsbüchern vorhanden, ein Zeichen, daß die Familien dieser Namen zu den ältesten Ortsinsassen gehören. Im Laufe der Zeit änderte sich die Schreibweise mancher Namen; so wurde aus Sfer Jser, aus Rümbl Rimpl, aus Pach Bach, aus Eberlein Eberle usw.

Als Taufnamen findet man in den alten Büchern und Matriken vielfach andere als heute gebräuchliche. Der häufigste Männername war Johann (Hans, Honis, Honnes). Neben diesem waren beliebte Namen: Florian (Flur), Christoph (Tosfl), Christian (Christl), Michael (Michl), Gottfried, Ignaz (Nazer), Josef (Sefl, Sefl), Franz Josef (Fronzseff), Martin (Martl, Mah), Matthias (Matthes), Andreas (Annare, Enderich), Georg (Birch), Gregor, Philipp (Filp), Jakob, Sebastian (Wastl), Laurenz (Lorenz).

Von Frauennamen treffen wir in den ältesten Zeiten: Susanne (Sann), Rosalie (Sale), Anna (Nanne), Anna Elisabeth (Anneliese), Brigitta (Brigittl), Barbara, Marianne, Cäzilia (Zilla), Elisabeth (Liese). Durch Zusammensetzung solcher Vornamen, zum Teile auch alter Familiennamen haben sich „Hausnamen“ gebildet, welche heute noch allgemein im Gebrauche sind und die man wissen muß, um jemand erfragen zu können, da bei der Häufigkeit gewisser Familien- und des Vornamens dies oft fast unmöglich ist. Oft sind 3, selbst 4 solcher Namen zusammengesetzt, z. B.: Tosflnazer, Tosflfronzseff, Filpgrighonnes, Kehltofflflur, Peinlnazerfronz, Hudltofflvinz, Stongpudlnseff, Hirtseff, Kornazerflur, Antonesseff, Hudlgottfried, Moztoffl, Hohmonaz, Mazendersseff, Richterhonnigsgottfried, Michlflur, Salesefffronz, Morianneedewari, Schustermichl u. s. w.

Heute sind die früher gebräuchlichen Taufnamen fast ganz verschwunden. Die Einwohner geben ihren Kindern jetzt vorwiegend deutsche Namen als: Adolf, Oskar, Ferdinand, Rudolf, Wilhelm, Albert, Adalbert, Adelheid, Hedwig, Hilda, Gisa, Berta, u. s. w.

So findet man jetzt Zusammensetzungen der seit alters gebräuchlichen Taufnamen mit modernen wie: Tosflalbert, Rimplnazeradalbert, Paulesadelt, Peinlnazeroskar, Hudlgottfriedwilhelm u. v. a.

Unter den Schulkindern trifft man noch jetzt am häufigsten: Josef, Franz, Karl, Anna, Marie, Theresia (Elsa) und Emma.

5.) a. Das Bauernhaus.

Größere Bauernhöfe bestehen hier nicht und haben auch schwerlich bestanden, weshalb nur vom Bauernhause gesprochen werden kann. Zum weitaus größten Teile enthielt dieses Wohnräume, Stallung und Scheune, alles unter einem Dache. Die Häuser waren und sind noch jetzt teils mit der Giebel-, teils mit der Langseite der Straße zugekehrt. Bei vielen Häusern besteht ein kleiner Anbau, welcher früher, als schweres Fuhrwerk noch stark im Gange war, als Pferde stall diente. Heute sind diese Anbauten in Wohnräume umgewandelt („Stübl“ genannt) und von Mietparteien, zuweilen auch Ausgedingern bewohnt.

Die Haustür, in der Mitte des Hauses mit Oberlicht, führt auf die in alten Häusern oft sehr geräumige Hausflur, die oft den dritten Teil des ganzen Hauses einnahm. Von ihr führten Türen nach rechts, zuweilen auf 1–2 Stufen, in die Wohnräume, links in den Stall; eine Stiege im Hintergrunde führte in die oberen Räume. Die Tür war einflügelig und meist ziemlich groß, da durch sie auch die Tiere in den Stall geführt wurden. Nur sehr selten und in größeren Häusern führte von außen, links von der Haustüre, eine eigene Tür unmittelbar in den Stall. Das Erdgeschoß war und ist auch meist heute noch aus Steinen gebaut, das Stockwerk aus sogenanntem Fachwerk (Bundwerk), welches mit Spreizhölzern ausgefüllt und mit Lehm verstrichen war. Diese Lehmausfüllung wurde glatt gestrichen und geweißt, das Balkenwerk dagegen meist schwarz angestrichen. Dieses Bundwerk ist von verschiedener Form, zuweilen nur aus den Langbalken mit stehenden und nur den nötigsten Schrägbalken bestehend, wie Abbildung a zeigt. Manchmal sind die stehenden Balken in großer Anzahl. Bei anderen Bundwerken wieder sind statt der kurzen stehenden Balken einander kreuzende, kurze schräge Balken zwischen den Langbalken (Abbildung b). Früher wurde eben mit dem Holze weniger gespart. Heute, wo teilweise bei Neubauten das Bundwerk beibehalten wird und mit Recht, da dieses für unsere Gegend viel trockener und gesünder ist, wird infolge der hohen Holzpreise gespart und ist das Balkenwerk bedeutend weniger eng.

Auch werden jetzt die Zwischenträume des Bundwerkes nicht mehr mit Lehm ausgefüllt, sondern mit Ziegeln ausgemauert. Verzierungen kamen und kommen nicht vor. Im Innern des Gebäudes gab es früher häufig Block- (Bohlenwände), wovon jedoch nur wenig mehr vorhanden sind. Bei Neu- und Umbauten der letzten Zeit wurde vollständiger Stein- bzw. Ziegelbau eingeführt.

Das Dach ist zweiseitig, mit 2 Giebeln und noch jetzt vorwiegend mit Schindeln gedeckt. Strohdächer gab es weniger. Auch die Giebel waren und sind noch jetzt teilweise mit Schindeln verschlagen. Oft war die hintere Seite des Daches etwas schräger und ging tief herab.

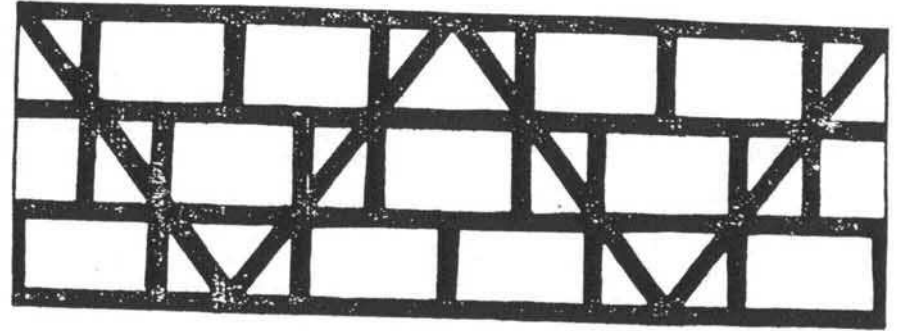


Abbildung a.

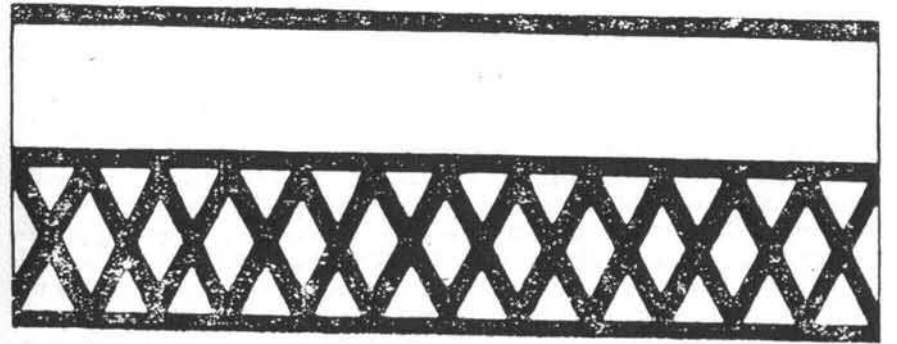


Abbildung b.

Wie bereits erwähnt, war der Wohnraum meist rechts von der Hausflur, bestand in der Regel aus einer Stube mit kleinen Fenstern auf zwei Seiten. In der Ecke, links von der Eingangstür, stand der große Kachelofen, an dessen 2 Vorderseiten eine Ofenbank stand. Oberhalb des Ofens waren an von der Decke herabhängenden Eisenstäben (mit Ring) Holzstangen angebracht, welche zum Aufhängen nasser Kleidungsstücke und Stiefel dienten. Rechts von der Eingangstüre war in die Wand ein oft mit Glastüren verschlossener Schrank eingebaut, in welchem Porzellan- und Glasgeschirre aufbewahrt wurden. Sehr häufig befand sich rechts, knapp neben der Tür, ein kleines Fenster, etwa 20–30 cm im Geviert, mit einem Fensterflügel und mit einem kleinen Vorhänge verschlossen, durch welches man auf die Hausflur blicken und zur Haustür Hereinkommende sehen konnte, während der Einblick von draußen durch den Vorhang verwehrt war. Solche kleine „Buckfenster“ trifft man noch heute. Bei der Eingangstür fehlte nie das Weihwassergefäß.

Die Decke der Stube war fast immer aus Holz, welches vom Alter ganz schwarz geworden war. In der Mitte sah man einen kleinen Unterzugbalken mit eingeschnitzter Jahreszahl, welche das Jahr der Erbauung angab. Später wurden die Decken auch gerohrt. In der Mitte brachte man dann eine erhabene Verzierung mit dem Namen Jesu, dem des Erbauers und der Jahreszahl des erfolgten Baues an.

Möbel waren und sind teilweise noch heute wenig in der Wohnstube. In der Ecke schräg gegenüber vom Ofen, zwischen den mit Fenstern versehenen Seiten, stand der große Tisch, welcher mit massivem Gestell, Fußleisten und einem Tischkasten versehen war. Hinter dem Tische stand eine große rechtwinklige Bank mit Rückenlehnen, die mehr als die Hälfte der beiden Fensterseiten einnahm. In dieser Ecke war gewöhnlich auch das Kreuzifix („Herrgott“) angebracht. Zu dessen beiden Seiten hingen einige in bunten Farben ausgeführte Heiligenbilder, geschmückt mit Zweigen der Palmweide und mit Reisern vom Fronleichnamsefste. Einige Stühle und die alte hölzerne Schwarzwälderuhr nebst einem an der linken Wandseite oben hinlaufenden Brette, auf dem in manchen Häusern einige Zinnteller, Schüsseln, sowie anderer Hausrat, z. B. hie und da eine Pistole oder ein Kalender, ergänzten die einfache Wohnungseinrichtung. Nur wenn eine kranke oder recht alte Person im Hause war oder bei grimmiger Winterskälte stand unter eben beschriebenen Brette ein breites, sogenanntes „zweimännisches“ Bett. Alle anderen Möbel als Schränke, Kästen, Koffer und Bettstellen der Familienmitglieder waren und sind noch jetzt vielfach in den Bodenkammern untergebracht. Links von der Wohnstube befand sich ein zweiter, jedoch viel kleinerer Raum, die „Stubenkammer“. In sie führte eine einfache Tür. Sie war jedoch gewöhnlich nicht Wohnbestandteil, sondern diente zur Aufbewahrung von Lebensmitteln wie Kraut, Kartoffel, Rüben und anderen Hausrates. In größeren Häusern war mitunter die Stubenkammer etwas größer, war in bewohnbarem Zustande, hatte ein ordentliches Fenster und galt meist als „Ausgedingestube“. Die Einrichtungsgegenstände waren und sind häufig noch heute recht einfach. Früher waren sie meist bunt mit Blumen (Rosen) bemalt, die Schränke sehr groß und breit und des leichteren Aberräumens wegen in zwei Teile zerlegbar, welche im Innenraume durch Riegel miteinander verbunden waren. Die Bettstätten waren sehr breit und für zwei Personen berechnet, die Überzüge in bunten Farben mit überwiegend roten und blauen Streifen, mitunter auch geblumt. Unterbetten waren nicht gebräuchlich. Die festen einfachen Stühle hatten eine Brettlehne. Sogenannte „Armstühle“ mit großem halbkreisförmigen Sitzbrette und ebensolcher geländerartigen Lehne gab es wenig.

Der Ofen war ursprünglich ein sogenannter Gabelofen, der von außen unter Verwendung einer Gabelstange geheizt wurde. Als Brennmaterial diente Holz, später mitunter Torf. Erst spät kamen Ofen mit Rosten auf. Der Kamin war in einer Ecke der Hausflur, unten sehr weit, nach oben allmählich eng zulaufend und aus Holzprügeln, die mit Lehm überstrichen wurden, erbaut. Gekocht wurde direkt über dem Feuerherde über einem Dreifuße. Die Geschirre waren fast alle aus Ton,

auch die großen Töpfe, da Kupferkessel infolge ihres hohen Preises von der überwiegend armen Bevölkerung nicht gekauft werden konnten. Die Topfeinbinder fanden daher immer reichlich Arbeit.

Die ursprüngliche Beleuchtung gaben Buchen-, wohl auch Kiefer- (Kienespäne), die auf einem Gestelle befestigt waren, das auf einer eigenen Bank stand. Einer der Inwohner war immer dazu bestimmt, das Licht zu unterhalten. In der Wand beim Ofen befand sich eine kleine Nische, in welcher das Feuerzeug aufbewahrt war. Ursprünglich bestand es aus Feuerstein und Zunder, später aus einem mit Schwefelsäure gefüllten Fläschchen und Schwefelfäden, sodann dienten hierzu Schwefelhölzer. Noch heute bewahrt man in solchen Nischen die modernen schwedischen Zünder auf.

Die Buchenspäne wurden durch die Öllämpchen und Talglichter und diese wieder durch die Petroleumlampe verdrängt. In Sachen besserer Beleuchtung huldigte der sonst am Althergebrachten hängende Erzgebirgler weit früher dem Fortschritte, als dies anderwärts der Fall war, u. zw. deshalb, weil ihm zu den Arbeiten in der Hausindustrie vor allem gutes Licht nötig war. Bei den geringen Verdiensten, welche sie einbrachte, mußte bei den langen Arbeiten häufig der frühe Morgen, der späte Abend, ja sogar die Nacht in Anspruch genommen werden.

Besonders alte Leuchter waren in den Bauernhäusern nicht im Brauche, wohl aber gab es in den Wirtschaften zur Zeit der Talg- oder Insektlichter große Holzleuchter, welche unten als Fuß ein becherartiges Gefäß hatten, in welchem Holzspänchen, mitunter auch Papierstreifen steckten, mit denen die Gäste ihre Pfeifen in Brand setzten. Neben dem Leuchter durfte die Lichtpugschere nicht fehlen.

Was die Größe des Wohnraumes betrifft, so gilt im allgemeinen, daß bei einem Hause, das Wohnung und Stall enthielt, beide gleich groß waren, sodaß also die Haustüre gerade in der Mitte der Frontseite des Hauses war. Vom Wohnraume entfielen $\frac{2}{3}$ auf die Wohnstube, $\frac{1}{3}$ auf die Stubenkammer. In großen Wohnhäusern war die Stube daher sehr groß. Sie hatte bisweilen eine Länge von 5–6 m, selbst noch darüber und auch die gleiche Breite, sodaß es Stuben bis gegen 50 m² Bodenfläche gab. In der großen Hausflur wurden verschiedene Dinge für den Wirtschaftsbetrieb aufbewahrt, so an der Wand die Geschirre, Kummerte der Zugtiere, ferner Rechen, Schaufeln, oft auch der Futtermengkasten, der Stampstroq u. s. w. In einer Ecke gegen den Stall lagerte eine große Menge Dorschen. Neben der Stubentüre stand die „Almet“, der Speise- oder Vorratschrank.

Bei kleinen Wirtschaften diente die Hausflur gleichzeitig als Dreichtenne, in welchem Falle deren Boden aus seit gestampftem Lehm bestand, oder aber wurden zur Druschzeit gut aneinandergefügte Bretter hingelegt („Pfohtentenne“). Die Hausflur war bei geschlossener Tür sehr dunkel, da die „Oberlichter“ sehr klein waren und sich nur in den seltensten Fällen an der Hinterseite des Hauses eine zweite Tür befand. So kam es, daß es besonders im Hintergrunde der Hausflur, wo die in der Regel sehr schmale, frei hängende Treppe in die oberen Räume führte, nahezu ganz finster war. Der Stall, links von der Hausflur gelegen, hatte nur wenige kleine

Fenster. Die Decke bestand in der Regel aus nebeneinander gelegten Stangen, auf welchen eine dicke Lage Lehm aufgestrichen wurde, um einerseits das Hinaufbringen der feuchten Stallluft in die darüber befindlichen mit Heu, Stroh oder Getreide gefüllten Räume zu verhindern, andererseits, um den Stall wärmer zu halten. Die Düngerstätte war gleich neben einer Stallmauer, sodaß der Dünger nur durch ein Loch in der Mauer hinausgesteckt zu werden brauchte. Bei vielen Häusern war — zum Teil noch heute — die Düngerstätte an der Vorderseite des Hauses, also gleich neben der Haustüre, wo auch das „gewisse Häuschen“ stand und noch jetzt vereinzelt zu finden ist.

Eine eigene Scheune gab es nur bei einigen größeren Bauernhäusern; sie hatte eine verschiedene Lage zum Hause, war, wie bisweilen noch heute, ganz aus Holz und hatte nur eine Dreschtenne. Alles Getreide wurde, wie jetzt noch vielfach, in den oberen Räumen des Hauses auf dem Dachboden und der Rest in der Scheune untergebracht. Die Dreschtenne diente auch als Schuppen für Wagen und Wirtschaftsgeräte. Früher war sie aus Holzpfeosten.

Die Räume des Stockwerkes waren so eingerichtet, daß oberhalb der Wohnräume die Schlafkammern lagen, in denen auch, wie bereits erwähnt, die Möbel mit den Kleidern untergebracht waren. Oberhalb der Hausflur und des Stalles waren weniger gut ausgebaute Kammern, in denen die Getreide-, Mehl- und Kleievorräte, das Winterbrennholz aufbewahrt wurden, Häckerling (Häcksel) geschnitten ward, sowie etwaige Dienstboten ihre Schlafstätte hatten. Zuweilen war dieser Raum auch gar nicht abgeteilt. Getreide in Garben und Stroh waren teils in diesem Raum, teils — falls vorhanden — in der Dreschtenne aufbewahrt.

So waren also fast immer alle Wohn- und Wirtschaftsräume in einem einzigen Gebäude untergebracht. Außerhalb des Hauses war alles frei, nichts eingefriedet.

An Ackergeräten waren im Brauche: Der Wendhaken, die Egge, sowie der Krakel (Grubber). Einen Beethaken gab es ehemals nicht. Die Beete wurden mit dem Wendhaken angefahren, was freilich mehr Arbeit machte. Die Egge hingegen war schon lange in der Form, wie sie heute üblich ist, im Gebrauche.



5 b.) Ackerbau.

Die wichtigsten heimischen Feldfrüchte waren und sind noch jetzt: Hafer, Kartoffel, Kraut, Dorsch, Lein und etwas Korn, meist Sommerkorn; am bedeutendsten aber ist die Heuproduktion. Von jeher war hier die Grasackerwirtschaft im Betriebe. Der größte Teil der Grundstücke lag als Grasacker zur Heugewinnung, denn die Viehzucht warf, wie noch heute, den größten Ertrag ab. Nur wenig Erde war unter dem Pfluge. Fing der Ertrag der Acker an, gering zu werden, wurden sie aufgerissen, die Grasnarbe wurde abgeschält, klein gemacht, „Drisch“ gehackt und in das bearbeitete Feld Hafer, der „Drischhafer“ gesät, dann wieder gedüngt und nochmals Hafer geät, sodann neuerlich gedüngt, worauf Kartoffeln hineingelegt wurden; zum Schlusse wurden bei nochmaliger guter Düngung Kraut, Rüben oder Lein angebaut. War das Grundstück so durch alljährliche Düngung gekräftigt, säte man nochmals Hafer oder Sommerkorn, worauf es für den Graswuchs liegen gelassen wurde. Manche säten unter die letzte Getreidefrucht auch etwas Klee- und Grasamen, damit gleich im nächsten Jahre der neue Grasacker eine gute Frucht gab. So geschah es der Reihenfolge nach mit den einzelnen Ackern. Je nachdem die Düngerkraft nachhielt, blieb das Grundstück nun 5—8 Jahre zur Heugewinnung in Verwendung und wurde dann wieder aufgemacht. Diese Grasäcker geben das gute Ackerheu, können allerdings im Jahre gewöhnlich nur einmal abgemäht werden. Die Bauersfrauen erzeugten sehr gute Butter, von welcher sehr viel nach Sachsen verkauft wurde. Sie wurde stets gesalzen. Käse und Quarkeln erzeugte man wenig. Wo es geschah, erfolgte dies unter Beimengung von gekochten Erbsen, wodurch sie bald schmierig und weniger haltbar wurden. Dienstboten gab es — auch jetzt der Fall — sehr wenig. Zur Zeit als das Pferdewerk im Schwunge war, waren hier und da Pferde-knechte bedienstet.

Das Bauernhaus war in der Regel nur von einer Familie bewohnt, wenn es nur eine Wohnstube hatte. War ein Stübel da, so hatten es Mietleute oder der Inwohner inne. Auf ein Haus kamen im Durchschnitte 10 bis 12 Inwohner.



6. Volksnahrung.

Früher buken die Grundbesitzer ihr schwarzes Kornbrot selbst. Es bestanden viele Backöfen im Orte, die auch von anderen Leuten als dem Eigentümer mit benützt wurden. Einige solcher Backöfen waren sogar in eigenen kleinen Häuschen untergebracht, die heute in allerdings sehr kleine Wohnhäuschen umgewandelt sind. Auch Nichtgrundbesitzer buken sich selbst das Brot. Das erforderliche Mehl kauften sie oder erwarben Korn, welches sie mahlen ließen. In älterer Zeit war ein einziger Bäcker im Orte und der konnte kaum bestehen. In Jahren hoher Getreidepreise wurden Kartoffeln unter das Brotmehl gegeben.

Kartoffeln und Kraut bildeten die Hauptnahrung der hiesigen Bevölkerung. Es gab 3 Hauptmahlzeiten, früh, mittags und abends. Fleisch war ein seltenes Gericht und selbst an Sonntagen nur in wenigen Häusern anzutreffen. Deshalb war auch nicht immer ein Fleischer im Orte. Neben Erdäpfeln waren Hauptgerichte Erdäpfelknödel aus gekochten und geriebenen Erdäpfeln mit sehr wenig Mehl, dazu Sauerkraut, Schwämme- oder Krentunke. Nur zu hohen Festen, Weihnachten, Ostern, Kirchweih, Martinsfest, ferner bei Kindtaufen und Hochzeiten wurden große Kuchen gebacken.

Besondere Gerichte waren nur am hl. Abend Brauch. Da mußte Neunerlei gegessen werden. Dabei durften nicht fehlen: Semmel und Milch, Knödel mit saurer Schwämmetunke, Heringsalat mit Erdäpfeln, Linsen, Hirsebrei, grünes und dörres Obst, Nüsse usw. Die Brosamen am Tischtuche mußten am hl. Abend sorgfältig zusammengekommen und aufgehoben werden; wenn man sich irgendwo einmal verirrt, sollte man an diese Brosamen denken, worauf man den rechten Weg fand.

Das Kirchenfest ist zu Martini im November. Da wird noch jetzt in der Pfanne gebackenes Blut, der sogenannte „Bluthund“ gegessen. Es mag dieser Brauch daher stammen, daß um diese Zeit früher in Preßnitz viele Schöpfe geschlachtet wurden, daher Blut billig, vielleicht auch umsonst zu haben war, was viele arme Leute, insbesondere aus dem unteren Ortsteile, sich zu nütze machten, um auch eine Fleischspeise zu haben. Heutzutage werden die Reischdorfer mit dem Bluthund gedenkt und ihr Fest wird das Bluthundfest genannt. Die Einwohner ärgern sich darüber aber nicht, sondern treiben selbst Spaß damit und im Hause, das zu Martini fremde Gäste beherbergt, fehlt auf dem Mittagstische auch der Bluthund nicht, freilich aus Gänse-, Schwein- oder Kalbsblut hergestellt.

Der Kaffee fehlte in keinem Hause. Er kam in einer großen, fast immer tönernen Kanne auf den Tisch. Aus ihr schenkte sich jedes Familienmitglied in Kaffeetassen, aus welchen getrunken wurde. Löffel kamen zum Kaffee nicht auf den Tisch. Mit dem Taschenmesser schnitt sich jedes sein Brot ab und wer das Bedürfnis des Einbrockens hatte, stach die Brocken dann mit dem Messer aus der Tasse.

Ein Eßbesteck hatten nur die Männer, das sie an der Seite in der Lederhose in einer besonderen Tasche stecken hatten, die oft ausgenäht und geschmückt war. Die Eßbestecke waren mitunter mit besseren Griffen aus Hirschhorn, Bein oder Silber versehen und dann sehr wertvoll. Die weiblichen Familienmitglieder und Kinder bedienten sich beim Essen der Kartoffeln und Knödel eines Blechlöffels. Messer und Gabel kamen, wenn überhaupt vorhanden, nur bei Kindtaufen, Hochzeiten und Anwesenheit von Gästen auf den Tisch.

In größeren Häusern gab es hie und da auch sehr alte kupferne Krüge, die als Kaffeekannen benützt wurden, sind aber jetzt gänzlich verschwunden. Heute fehlt selten in einem Hause das Porzellanspeise- und Kaffeefervice in moderner Ausführung. Messer, Gabel und Löffel kommen nun auch in dem ärmsten Hause auf den Tisch.

Bei Tisch wurde eine strenge Sitzordnung eingehalten. Die Kinder saßen auf der Bank hinter dem Tische, der Hausvater vor dessen Schublade, die Hausmutter vorne. Als Tischgebet war gebräuchlich und wurde gewöhnlich gemeinsam gebetet:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ oder:

„Komm, Herr Gott, himmlischer Vater, segne deine Gaben, die wir von dir empfangen haben!“

Geraucht wurde schon in früherer Zeit sehr stark. Der Junge, „Boß“ genannt, sah es als Ehrensache an, beizeiten zu rauchen. Es wurde nur Pfeife geraucht. Diese war meist aus Holz mit sehr kurzem Rohr. „Ulmer“, Köpfe von flachem Holz mit Silberbeschlag und Kettchen galten als besonders vornehm und wertvoll. Geschnupft wurde nahezu gar nicht.



7. Volkstracht.

Die hiesige Volkstracht ist schon seit vielen Jahren vollständig verschwunden. Die Männer trugen Lederhosen bis zum Knie, gelb, grau oder schwarz, ferner meist graue Strümpfe und starke Lederschuhe mit Schnallen. Statt Lederhosen wurden auch solche aus Manchester (eine Stoffart) getragen. Die Westen waren aus rotem Tuch, bis zum Hals geschlossen und mit vielen metallenen, zuweilen silbernen Knöpfen besetzt. Ein kurzes, nur bis an die Hüften reichendes Goller (Koller) aus blauem Manchester oder auch aus Tuch mit engen Ärmeln vervollständigte die Kleidung. Bei feierlichen Anlässen wurde ein langer Tuchrock, Kaputrock genannt, mit engen Ärmeln und langen Hosen getragen. Den Kopf des rechten Reischdörfers deckte stets das grüne „Kappl“ aus plüschartigen Sammet, das sogenannte „Wiener Kappl“, welches nur in Wien erzeugt und von dort mitgebracht wurde. Später trug man auch Kappen aus schwarzem Sammet. Aber das Kappl wurde noch der „Bühniger“ Hut gesetzt, ein Hut aus sehr gutem, starken, haarigen Filz von schwarzer Farbe, mit breitem Band, breiter Schnalle und weißer Silberquaste. An Stelle der Kniehose trat bald die enge Hose, bis zum Kniegelenk reichend, wo sie gebunden wurde. Statt der Strümpfe und Schuhe kamen die hohen, festen Aufschlagstiefel namentlich bei den Fuhrleuten in Aufnahme, doch haben sich neben ihnen Schuhe und Strümpfe besonders bei Feierlichkeiten erhalten.

Bei der Arbeit trugen die Männer Kittel und Hose aus grober, roher Leinwand. Des schnellen Ausziehens wegen war die Hose auf beiden Seiten zum Knöpfen. Im Winter wurden kurze Pelzgoller, von Wohlhabenden wohl auch lange Pelze getragen; dazu gehörte eine Pelzmütze, die oft sehr schön mit Pelzwerk verbrämt waren. Lose um den Hals trugen die Männer stets ein rotes Halstuch mit zusammengeklungenem Knoten und frei herabhängenden Zipfeln. Zuweilen kam auch ein schwarzes Seidentuch in Gebrauch. In den frühesten Zeiten trugen die Männer das Haar vorne lang, welches durch einen Messingkamm hinausgeschoben und gehalten wurde.

Als Bräutigam mußte der Mann zwei Röcke anhaben, durfte den Hut nicht aufsetzen, sondern mußte ihn in der Hand halten. Auf ihm lagen zwei Tüchl, ein weißes aus Leinen und ein seidenes. — Als Schmuck trugen die Männer mitunter kleine Schraubchen in den Ohrläppchen welche aus Silber, seltener aus Gold waren. Der silberne Fingerring als auch diese Schraubchen enthielten die Anfangsbuchstaben des Namens eingraviert. Da früher meist klingende Münze im Umlauf war, trug man lederne Geldbeutel, an deren Zugriemen oft kleine Muscheln, „Osterköpfe“, das Petschaft, sowie der Laden- oder Tischkastenschlüssel hingen. Größere Geldbeträge und Silbermünzen trug man in einem Schlauch oder sackartigen Gürtel, der sogenannten „Geldkase“, an den Leib geschnallt, wobei der Inhalt am Bauche ruhte. Dieser Teil des

Gürtels war mit den Anfangsbuchstaben des Namens des Besitzers bezeichnet und auch sonst geschmückt. Taschen-, „Sackuhren“ wurden wenig getragen. —

Die Kleidung der Frauen bestand aus einem ziemlich langen Rocke und kurzem anliegenden Pelze mit engen Ärmeln, beides aus gleichem Stoffe, entweder Leinen, Wolle, mitunter auch Seide. Auch rührte sich damals bei den Frauen schon die Mode. Während der Schnitt der Männerkleider stets gleich blieb, war dies bei den Frauen nicht immer der Fall. Statt der engen Pelzärmel wurden mitunter auch sehr weite „Bauschärmel“ getragen. Die Unterröcke bestanden vorwiegend aus hausgemachten Stoffen. Als Kopfbedeckung wurde Sonn- und Feiertags und bei festlichen Anlässen die Gold- oder Silberhaube, von Armen eine solche aus Piqué getragen; sonst trugen alle Frauen ein Kopfstuch. Das Haar war geflochten, der Zopf zusammengelegt. Um die Haare wurde über den Scheitel ein schwarzes Band gebunden. Zwischen Ledigen und Verheirateten bestand kein Unterschied in der Kleidung. Zwischen Arm und Reich war der Unterschied nur im Stoff, der zu den Kleidern verwendet wurde, vorhanden.



8.) Hausindustrie.

Als Hausindustrie war schon in früheren Zeiten das Spigenklöppeln im Schwunge. Eine andere Hausindustrie war nicht bekannt. Gesponnen wurde äußerst wenig. Die weibliche Bevölkerung hatte vielfach alle landwirtschaftlichen Arbeiten in und außer Hause zu besorgen, da die Männer den größten Teil des Jahres als Fuhrleute und Händler unterwegs waren. In den 1890er Jahren war das Klöppeln durch die Gornäherei stark verdrängt worden, da sie mehr Verdienst abwarf. Gegenwärtig aber wird, da Gorn schon seit fast zwei Jahrzehnten nicht mehr in Mode ist, wieder eifrig geklöppelt. Selbst Kinder mit 10–11 Jahren sind schon mit dieser Kunst vertraut und tragen so bereits im jugendlichen Alter zum Lebensunterhalte der Familie bei.



9.) Sitten und Gebräuche.

a) Geburt und Taufe.

Nach der hier üblichen Redensart bringt der Klapperstorch die Kinder aus dem Schulteiche. Die Hebamme soll sie aus ihm herausziehen, weshalb sie früher „Hafsch“ genannt wurde. In das erste Bad warf der Vater ein Silberstück, welches der Hebamme gehörte. Dies geschah, weil es glückbringend sein sollte. Die Wöchnerin sollte sechs Wochen nicht allein gelassen werden, nach Feierabend nicht im Freien sein, auch während sechs Wochen den Tanzboden nicht betreten, damit sie überhaupt niemanden begegnen könne, denn sie galt unheilbringend. Nach der Entbindung erhielt die Wöchnerin als erste Speise eine Wassersuppe mit Semmel und Butter; durch sechs Wochen sollte sie täglich mindestens eine Suppe essen. Zum Schutze gegen böse Geister trugen Mutter und Kind etwas Geweihtes bei sich, ansonsten hätten leicht Krankheiten, ja selbst der Tod eintreten können. Beim Kinde sollte der geweihte Gegenstand auch verhüten, daß es von bösen Geistern gestohlen und an seine Stelle ein „Wechsellputt“, d. i. ein krüppelhaftes Wesen gelegt wird.

Die Taufpaten wurden durch eigene Briefe, Gevatterbriefe, welche früher der Lehrer, später der Meßner schrieb und welche die Hebamme

austrug, geladen. Hierzu verwendete man meist gedruckte Formulare, in welche bloß die Namen eingesetzt wurden. In der Regel lud man viele Paten oder Gevattern, oft 10–12, ja selbst 15 Paare. Stets war wenigstens ein lediges Paar darunter, die „Gevattersjungfer“ und der „Gevattersbursch“. Zur Taufe zog die ganze, stattliche Schar zur Kirche. War der Täufling ein Mädchen, so trug es die Gevattersjungfer, war es ein Knabe, tat dies die Hebamme. Beim Austritte aus dem Hause legte der Vater die Briefftasche auf die Türschwelle, sodaß alle darüber schreiten mußten. Es geschah dies deshalb, damit das Kind Glück habe. Beim Fortgehen zur Taufe wurde meist gesagt:

„Einen kleinen Heiden tragen wir fort, einen frommen Christen wollen wir wiederbringen“. Bei der Rückkehr sagte man: „Einen kleinen Heiden haben wir fortgetragen, einen frommen Christen bringen wir wieder“. Meist erhielten die Kinder nur einen Namen. Das Namensfest wurde gefeiert, jedoch nicht durch besondere Festlichkeiten. Wenn man mit dem Kinde zum ersten Male in ein fremdes Haus kam, wurde es mit einem oder mehreren Eiern, auch mit Geld beschenkt, damit es gut reden lerne und glücklich werde. Als Patengeschenk erhielt das Kind den „Patenbrief“, in welchem gewöhnlich 5 fl. in Geld, sowie einige kleine Münzen lagen. Jedes Gevatterpaar mußte einen solchen Brief mit Geld geben, sodaß oft ein nettes Bündchen zusammenkam. Auch die Kindsmutter wurde beschenkt. Insbesondere brachten die Paten Seife, Kaffee, Zucker und getrocknete Pflaumen (von jedem 1 Pfund = 1/2 kg) als Geschenk. Waren noch andere Kinder da, so erhielten diese Zuckerwerk von den Paten. Weiters mußten die Paten der Wöchnerin gemeinsam ein schönes Kleid oder einen Pelz, ja auch beides kaufen, welches zum ersten Kirchgang gehörte. Gelegentlich deselben, der gewöhnlich nach sechs Wochen in Begleitung der Hebamme gemacht wurde und wobei der Kirche zwei Wachskerzen gespendet wurden, besuchte man auf dem Heimwege sämtliche Gevattern, welche die Wöchnerin bewirten mußten. Bei so viele Gevattern machte auch die Hebamme ein gutes Geschäft. Sie erhielt beim Überbringen des Gevatterbriefes und am Taufstage von jedem Paten ein Geschenk.

Der Taufe folgte der Tauffchmaus, wobei es hoch herging. Unmassen von Kaffee und Kuchen wurden vertilgt, kamen doch alle Kinder der Paten, selbst die kleinsten mit zum Schmause. Vor dem Taufgange gab es für die Männer überdies Butterbrot, Quarkeln, Bier und Schnaps. Abends aß man Suppe, Rindfleisch mit Kren und einen Braten. Musik und Tanz fehlten bei diesem Anlasse auch nicht. Oft fand man am anderen Morgen die lustige Gesellschaft noch beim Zechen. Diese Sitten sind auch heute, wenn auch weit nicht mehr in dem Umfange, vielfach noch Brauch.



b) Brautwerbung.

Die Werbung war mit wenig Umständen verbunden. Hierbei gab es nahezu gar keine Feierlichkeiten. „Heute ist es festgemacht worden“, hieß es, wenn eine Werbung stattgefunden hatte. Man nannte dies die „Versprechung“. Die Eltern des Bräutigams gingen mit diesem zu den Brauteltern. (An Stelle der verstorbenen Eltern ging der Vormund mit). Es gab ein kleines Essen, bestehend aus Butterbrot, Käse und Bier, sowie Kaffee. Hierbei wurde der geschäftliche Teil abgewickelt, die Höhe der Aussteuer der Braut, die Bedingungen der etwaigen Übernahme des Hauses und die Zeit der Hochzeit festgesetzt.

c) Hochzeit.

Die Hochzeit wurde ohne Rücksicht auf die Jahreszeit gefeiert, wenn die Eltern der Brautleute zu Hause waren, doch stets nur bei zunehmenden Monde und einem guten Zeichen des Tierkreises. Als solche galten: Löwe, Stier, Zwillinge, Steinbock, Schütze, Waage, Fische. Die Hochzeit wurde gewöhnlich Dienstag oder Donnerstag abgehalten. In früherer Zeit gingen die „Brautführer“, welche den Hut mit Bändern und einem Blumenstrauß geschmückt hatten, einladen und schossen dabei. Eigene Lustigmacher oder Hochzeitsbitter gab es nicht. Die Einladungen besorgte da das Brautpaar persönlich. Einige Tage vor dem Hochzeitstage, meist aber am Tage vorher, nachdem das Paar die hl. Sakramente gemeinsam empfangen hatte, ging es zu den zu ladenden Personen und brachte daselbst die Einladung vor. Häufig wurde — auch gegenwärtig üblich — die Einladung am Hochzeitstage durch das neuvermählte Paar wiederholt. Hatte man bei der Hochzeit eine Musikkapelle, was fast immer der Fall war, so zog diese am Hochzeitstage vor die Wohnungen der geladenen Gäste und spielte daselbst ein oder mehrere Musikstücke, um so nochmals zum Erscheinen zum Hochzeitschmause zu erinnern. Bei Wohlhabenderen wurden mitunter die Gäste durch Fahrgelegenheiten, besonders im Winter durch Schlitten abgeholt. Am Vorabende des Hochzeitstages kamen die Verwandten und Vaten der Brautleute im Hause der Braut zusammen, wo bei Musik der „Patabend“ gefeiert ward. Hierbei kamen auch Kuchen und Kaffee, Brot, Käse und Bier auf den Tisch.

Der Bräutigam schickte der Braut die Schuhe, in welche er Geld legte. Bei der Trauung mußte es darin bleiben, damit es nie an Geld fehle. Dagegen steckte die Braut dem Bräutigam den „Almet“ oder Brotschrankschlüssel in die Tasche, damit er sich stets um das Brot sorge und es nie an solchem mangle. Vor der Trauung erhielt das Brautpaar durch den Vater den Segen. Später erteilte ihm eine redigewandte Person, oft der Lehrer. Bei der Fahrt zur Trauung (in die Kirche) wurde von Freunden des Brautpaares viel geschossen. Es galt dies als eine besondere Ehre. Meist begleiteten nur die Eltern und nötigen

Zeugen das Paar zur Trauung, seltener war ein Brautführer und eine Kranzjungfer dabei. In diesem Falle setzte sich der Brautführer mit der Braut in einen Stuhl, während sich die Kranzjungfer mit dem Bräutigam in einen anderen Stuhl setzte. Beim Hochzeitsmahle bediente der Brautführer die Braut, die Kranzjungfer den Bräutigam. Beim Opfergang nach der Trauung wechselte der Bräutigam hinter dem Altare mit der Braut das Opfergeld. Die Braut ging dann hinter dem Bräutigam, weil er zuerst beglückwünscht wurde; dies geschah, damit die Braut in der Ehe nicht die Vorherrschaft erlange. Das Hochzeitsessen fand meistens im Hause des Bräutigams statt; eine Ausnahme wurde nur dann gemacht, wenn die Wohnung der Braut größer als jene des Bräutigams war.

Während des Nachmittags gab es Kaffee, Kuchen, Käse, Brot, Bier, wohl auch Schnaps, höchst selten aber Wein. Am Nachmittage wurde die Einladung an die Gäste wiederholt, entweder durch das Brautpaar selbst oder durch Verwandte, oder aber durch die Musfk. Die Zahl der Gäste war, da auch deren Kinder nicht fehlten, fast immer sehr groß.

Das eigentliche Festmahl fand erst gegen Abend statt. Das Brautpaar nahm den Ehrenplatz im Winkel der Stube ein. Es gab Reis-, auch Nudelsuppe, Rindfleisch mit Krentunke, Kalbs- und Schweinebraten mit Sauerkraut, Sauerbraten, Kuchen und Kaffee. Dazu wurde viel Bier getrunken. Das Hochzeitsgeschenk der Gäste bestand in Geldbeträgen. Vor das Brautpaar wurden zwei Teller gestellt und nun gingen die Gäste wie bei einem Opfergange vorüber, wobei sie das Geld hineinglegten. Es war feststehende Regel, daß ein verheiratetes Paar 5 fl., eine ledige Person 2-3 fl. gab. Nur selten wich man hievon ab. Nur der Brautvater oder der des Bräutigams legte zuweilen auch eine 10 fl. Note in den Teller. — Geessen und getrunken wurde eigentlich die ganze Nacht hindurch. Nach der Hauptmahlzeit wurden verschiedene, mitunter sehr derbe Spässe aufgeführt. Durch maskierte junge Hochzeitsgäste wurde die Braut entführt, diese dann den Maskierten ähnlich verumumt und nun mußte sie der Bräutigam zurückkaufen. Hierbei geschah es oft, daß er eine falsche Person erwischte, sodaß er nochmals zahlen mußte, um die rechte zu bekommen. Für das gelöste Geld kaufte man Pfefferkuchen, welcher unter die Hochzeitsgäste verteilt wurde.

Im Brautgemach erlaubten sich die Gäste manche Scherze. So wurde das Brautbett nicht fest zusammengefügt, damit es leicht auseinanderfalle. Auch Puppen, kleine Kinder darstellend, wurden hineingelegt, damit der Kindersegen nicht ausbleibe. Die Hochzeit wurde oft noch am nächsten Tage gefeiert. An diesem oder einem der nächstfolgenden wurde der „Kammerwagen“ gefahren. Es war dies die Ausstattung der Braut, welche aus ihrem elterlichen Hause in die neue Behausung des neuvermählten Paares überführt wurde. Hierbei beteiligten sich die meisten Hochzeitsgäste, namentlich die Frauen. Bei diesem Anlasse gab es wieder Speise und Trank und zwar: Käse, Brot, Bier, Kuchen, Kaffee, Schnaps, von diesem besonders gute Sorten. Der ganze Hausrat wurde, allen sichtbar, auf einen, oft auch auf zwei

Wagen geladen, oben darauf kamen die Federbetten und dann wurde alles mit bunten Bändern geschmückt. Das Geschirr, Spiegel, Bilder usw. wurden von weiblichen Verwandten getragen. Auf dem Wagen nahmen junge Mädchen mit Flaschen Platz, die mit gutem Schnapfe gefüllt waren. Der das Gespann lenkende Kutscher nahm auf dem Sattelpferde seinen Sitz ein. Die auf dem Wagen befindlichen Mädchen schwenkten ihre Flaschen, tranken und jauchzten. Vor dem Abfahren mußte dem Kutscher ein Krug Bier gereicht werden, in welchen vorher der Brautvater einige Silbermünzen gelegt hatte. Der Fuhrmann trank das Bier aus, steckte das Geld ein und warf sodann das Gefäß, gewöhnlich ein Topf oder Krug, weg, damit es in Scherben zerbrach, welche als glückbringend galten. Nun begann die Abfahrt. Die Mädchen jauchzten laut und tranken aus ihren Flaschen, sodaß es unter ihnen oft Verräusche gab. Plötzlich blieb das Fuhrwerk stehen. Zum Scheine trieb der Fuhrmann an, aber es ging nicht mehr weiter. Es mußte geschmiert werden, d. h. der Kutscher mußte zu trinken bekommen. Aus einer mitgetragenen Kanne wurde nun Bier gereicht und dann ging es weiter. Je durstiger der Fuhrmann, der sich oft auch scherzweise so stellte, desto mehr wurde „geschmiert“. Beim Hause des Bräutigams angekommen, ließen die Mädchen nichts abladen, bevor er nicht die Sachen „abgekauft“ hatte. Für dieses Geld wurde Pfefferkuchen gekauft und unter die Gäste, namentlich Kinder verteilt. Beim Abladen wurden scherzweise Gegenstände versteckt, die der Bräutigam ebenfalls durch Geld einlösen mußte, für welches dann Getränke gekauft wurden.

Als erste Gegenstände wurden das Kruzifix, Weihwasser und ein Laib Brot in die Stube getragen, letzteres eigentlich gerollt, damit das Glück hineinkomme. Nach Beendigung des Einräumens fand eine neuerliche Beglückwünschung statt, wobei wieder gegessen und getrunken ward. Viele dieser Bräuche sind noch heute, jedoch in weit geringerem Umfange, noch üblich.

d) Tod und Beerdigung.

War eine Person dem Tode nahe, holte man Verwandte, Nachbarn und Freunde herbei, bei sterbenden Kindern die Vaten. Der sterbenden Person wurde die geweihte Lichtmehkerze, die in keinem Hause fehlte, in die Hand gegeben und gehalten. Die Anwesenden befeien laut, das Fenster wurde geöffnet, damit die Seele hinauskomme. Das geweihte Lorettoglöcklein wurde herumgetragen, dabei geläutet, um zu verhindern, daß der böse Geist sich dem Sterbenden nahe und keine Gewalt über ihn verlange. War die Person verschieden, band man die Leiche auf das Totenbrett, welches für mehrere Tote verwendet und im Stalle aufbewahrt wurde. Es war über drei Ellen (= 1,80 m) lang, hübsch breit, glatt gehobelt, nicht gestrichen. Füße und Hände des Leichnams wurden mit Stroh zusammengebunden. So wurde die Leiche auf dem Boden oder in der Scheune aufbewahrt, seltener in der Stubenkammer. Eine besondere Bekannngabe des Sterbefalles erfolgte nicht.

Schon das Fortbringen des Toten auf das Leichenbrett besorgte der Totengräber, der dann auch das Abwaschen, Ankleiden und Aufbahren im Sarge — wie heute noch — über hatte. Die Leiche erhielt ein dunkles Sterbekleid, ein schwarzes Kappel und Schuhe, einen Rosenkranz und ein Kreuz. Auch Blumen und bunte Bilder legte man in den Sarg. Bei ihm standen und stehen noch gegenwärtig ein Gefäß mit Weihwasser und Kerzen. Beim Abgehen des Leichenzuges wird der Sarg dreimal leicht gehoben und wieder niedergelegt, das Vieh im Stalle aufgetrieben und das beim Sarge verwendete Weihwassergefäß zer schlagen. Nach Abgang des Leichenzuges werden die Stühle, auf welchen der Sarg ruhte, umgeworfen, die Hausflur, woselbst er stand, mit einem Besen gegen die Haustüre zu ausgekehrt, um so die Furcht mit auszu kehren. Zum Zeichen der Trauer erhielten ehemals die Trauergäste schwarze Seidenbänder um den Arm. Hinter dem Sarge gingen zuerst die männlichen, dann die weiblichen Verwandten. Während des „Absingens“ beim Hause wurde von einem oder mehreren Angehörigen des Verstorbenen Schnaps unter den vor dem Hause versammelten Trauergästen verteilt. Die Trauerzeit beträgt noch jetzt bei Eltern ein Jahr, bei Geschwistern 1/2 Jahr. Bei verstorbenen ledigen Personen gingen schwarz gekleidete Mädchen mit, welche Kränze in den Haaren trugen. Es waren oft bis 20 Mädchen mit; sie wurden „Steckermad“ genannt, weil sie auf den Haaren einen Kranz aufgesteckt hatten.

e) Bräuche zur Weihnachtszeit.

In der Adventzeit kamen aus umliegenden Orten, besonders aus Schmiedeberg, aber auch aus dem Orte selbst „Die Bornkinnle“ (= geborenes Kind), Gesellschaften, welche ein Singspiel aufführten, das die Geburt Christi zur Begebenheit hatte. Unter ihnen befand sich nebst verschiedenen biblischen Personen Knecht Ruprecht. Ebenso zogen die „Drei heiligen Könige“ herum. Ein anderes Singspiel war „Sommer und Winter“, ausgeführt von zwei Personen, eine den Sommer, die andere den Winter darstellend. Im Zwiegesange brachte ein jedes seine Vorteile und des Gegners Nachteile vor, war also nichts anderes, als eine Versinnlichung des Kampfes zwischen Winter und Sommer; so sang z. B. dieser:

„Och Winter, och Winter, bießer Gesell,
Du trebst de Weiber hinter de Höll.
Hermei, hermei, dr Summr is sei!“

Singegen sang der Winter:

„Summr, Summr, du orger Knauer!
Du mochst en Weibern de Milich sauer.
Hermei, hermei, dr Winter is sei!“

Der heilige Abend war ein wichtiger Tag, der durch besondere Gebräuche gefeiert wurde. Er war ein Fasttag, an dem man sich bis zum Abend des Essens enthalten sollte. Wer dies bis zum Erscheinen

des ersten Abendsternes aushielt, sollte zum Lohne am Himmel das goldene Meerschweinchen sehen. Um so reichhaltiger war die Mahlzeit am Abend (Siehe B. 7. Volksnahrung). Ganz besonders hielt man auf „Semmel und Milch“. Ohne diese Speise konnte man sich bis zum Weltkrieg den hl. Abend gar nicht denken. Dies wurde auch sprichwörtlich ausgebeutet. So sagte ein Herr zu seinem Knechte, der nichts taugte: „Der ißt a ka hl. Obendmilch bei mir“. Am heiligen Abende bespritzte die Hausfrau ihren Gemahl und die Kinder mit „Semmel und Milch“, was Glück bringen sollte. Nach dem Abendessen wurde an die Häuser anklopfen gegangen, das sollte bedeuten, daß die Hirten, denen die Geburt Christi zuerst verkündet wurde, diese Kunde noch in derselben Nacht weiter verbreitet haben. Die im Hause befindlichen Leute sagten auf das Klopfen zu den Klopfenden hinaus verschiedene Sprüche, z. B.:

„Klopp o sei!
Möchst du garn rei?
Ich wer dr net ender aufmochn,
Bis de fängst o ze lochn.“

oder:

„Klopp o, Klopp o, Lilich!
Kumm rei, is mit Semmel un Millich!
Willst de des net gelabn?
Kumm rei, ich will dr en Löffl vull gabn!“

oder aber:

„Klopp o, Klopp o, Dolkn!
Hoft en Ruck ohne Folkn,
Häst de deiner Muttr gut geto,
Häst en Ruck mit Folkn o!“

Die jungen Leute gossen auch Blei, warfen den Pantoffel, um die Zukunft zu ergründen; zeigte er mit der Spitze gegen die Tür, so kam man nächstes Jahr in die Fremde. Das Christbäumchen war stets üblich. Die Kinder wurden durch Verabreichung von Geschenken überrascht. Das Schenken war allgemeiner Brauch.

Die Mitternachtsmette wurde eifrig besucht, der Glaube an die zwölf Unternächte d. i. die Nächte vom hl. Abend bis zum Dreikönigsfeste, war stark und es wurde viel daraufgegeben. Viel beachtet wurde ganz besonders die Christnacht. Diesbezügliche Sprichwörter sagten: „Zinsere-Metten, lichte (leere) Scheunen, helle Metten, volle Scheunen“. Am ersten Weihnachtsfeiertage wünschte sich man allgemein Glück, wo man sich nur traf, auch im Gasthause. Man sagte: Ich wünsche glückliche Tage, ein neugeborenes Christkindel, einen neugeborenen Heiland. Während man am ersten Feiertage die Ortskirche besuchte, ging am zweiten Feiertage alles nach Preßnitz in die Kirche. Natürlich wurde an diesen Tagen auch den Wirtshäusern stark zugesprochen und von jungen Leuten auch heimlich zu den Klängen eines Leierkastens getanzt, da öffentliche Tänze zu Weihnachten verboten waren. Am heiligen Abend beschenkte der Kaufmann seine Kunden mit einem Hering, wogegen der Fleischer ihnen eine Leberwurst gab.

Am Tage der unschuldigen Kinder (28. Dezember) wurde kein Pferd aus dem Stalle gezogen, weil dieser Tag als Unglückstag angesehen wurde. Dem Sylvestertage wurde wenig Beachtung geschenkt. Die jetzt in den Wirtshäusern üblichen Feiern waren ehemals unbekannt. Zu Neujahr wünschte man sich gegenseitig Glück mit den Worten: „Ich wünsche ein glückliches neues Jahr, ein besseres, als das alte war!“

Vor langer Zeit gingen die Sängerknaben meist unter Führung des Präzeptors (Schulleiters) herum, pfl egten das „Neujahrssingen“, wofür sie als Geschenk den Neujahrsgroichen für den Lehrer erhielten.

Am Dreikönigstage wurde vom Meßner an die Türen der Wohnungen mit geweihter Kreide C + M + B + geschrieben (Caspar, Melchior, Balthasar hießen die drei hl. Könige), wofür er ein Geldgeschenk erhielt. Auch zogen an diesem Tage die „drei hl. Könige“ herum.

f) Bräuche zur Faschingszeit.

Der Fasching war die Zeit der Lustbarkeiten und des Tanzes. Am Faschingsdienstag maskierte man sich und am Nachmittag zog unter Vorantritt der Musik ein langer Zug von Masken durch den Ort. An der Spitze sprang und tanzte der „Fleckelmann“, eine Maske, deren Kleid aus lauter Flecken bestand. Am Abende dieses Tages mußten die Mädchen die Musik bezahlen. Für diejenigen, mit dem das Mädchen tanzte, war dies eine besondere Ehre; gewöhnlich war es der „Zukünftige“. Am Faschingsdienstag wusch man auch die Stube und überzog die Betten, damit keine Flöhe wüchsen. Am Aschermittwoch wurde der Fasching mit der Laterne gesucht, zuweilen auch begraben, indem eine Strohuppe herumgetragen und schließlich verbrannt oder ins Wasser geworfen wurde.

g) Gebräuche zur Fasten- und Osterzeit.

In der nun folgenden Fastenzeit gab es keine besonderen Gebräuche. Am Palmsonntage ließ man in jedem Hause Zweige der Palmweide weihen; oft waren es ganz anständige Bündel, welche zu diesem Zwecke in die Kirche getragen wurden. Die geweihten Zweige wurden dann hinter die heiligen Bilder in Stube und Kammer gesteckt. Bei heftigen Gewittern wurden solche Palmzweige an der in keinem Hause fehlenden „Lichtmeßkerze“ entzündet. Bei der Palmweihe wurden drei Rädchen von den geweihten Zweigen verschluckt, welches gegen Halsschmerzen schützen sollte. Für die Charwoche gab es keine besonderen Gebräuche. Die letzten drei Tage dieser Woche galten als strenge Fasttage. Am Samstag, beim „Ausläuten der Faste“ — die Leute sagten dann, die Glocken seien aus Rom zurückgekommen — eilte alles zum Bache, um sich Hände und Gesicht zu waschen, denn dies sollte Schönheit verschaffen und gegen Sommerprossen sehr wirksam sein.

Das Auferstehungsfest wurde durch Freudenschüsse gefeiert. Vom Samstagabend bis zum Sonntagmorgen krachte es an allen Ecken und

Enden. Ein jeder suchte den anderen in der Stärke des Knalles zu übertreffen, sodaß nicht selten Unglücksfälle infolge des Zerspringens der übermäßig geladenen Schußwaffen vorkamen.

Am frühen Ostermorgen gingen die Knaben „aufpeitschen“. Sie gingen mit geflochtenen Weidenruten von Haus zu Haus und „peitschten“ gefärbte Eier, Pfefferkuchen, wohl auch Geld. An den Ruten waren bunte Fleckchen und Bänder befestigt.

h) Bräuche zu anderen Zeiten des Jahres.

Die Walspurgisnacht, auch Herenabend genannt (30. April) wurde stark gefeiert. Es wurde laut mit den Peitschen geknallt, um die Heren zu vertreiben. Knallten die Peitschen nicht stark genug, nahm man auch ein 2—3 Ellen langes Brett, suchte eine ebene steinfreie Fläche und ließ das Brett durch Austritten mit dem Fuße recht heftig auf die Bodenfläche aufschlagen, wo ein heftiger Knall erzeugt wurde. Vor die Hausschwelle legte man Reisenspäcke, um die Here am Betreten des Hauses zu hindern. Am Herenabend durfte keine Milch verkauft werden, sonst hätten die Katzen keine mehr gegeben. Auch sollte man an diesem Tage nichts wegbringen, besonders nichts aus dem Stalle, um keinen Preis über eine Mißgabel, denn das hätte dem Vieh unbedingt Verderben gebracht. Am Abende ging man mit Weihwasser dreimal um das Haus, machte damit an jede Tür drei Kreuze, um ja sicher gegen Heren geschützt zu sein. Wenn man über neun Raine sprang, sollte die Here zu sehen sein.

Das Maibaumsetzen hat sich hierorts erst zwischen 1850—60 eingebürgert. Beim Abschneiden des Baumes werden von Masken oft recht derbe Schwänke, die sich auf das Holzmacherleben und auf Abenteuer von Holzdieben mit Köpfen beziehen, ausgeführt. Die Spitze des Baumes wurde mit von den Mädchen gespendeten Tücheln geschmückt, welche nach dem Abschneiden versteigert wurden. Das gelöste Geld vertrank man.

Besondere Pfingstbräuche kannte man nicht. „Pfingstlümml“ nannte man jene Leute, welche erst am Schlusse der österlichen Zeit zur hl. Beichte und Kommunion gingen.

In hohem Ansehen stand der Johannistag (Sommersonnenwende). Am Vorabende dieses Tages, auch Konnestoch genannt, wurden rings um das Dorf auf allen Anhöhen Feuer angezündet. Auch nahm man alle abgenützten Besen, die man mit Pech, Harz, Wagenschmiere, wohl auch mit Öl getränkt hatte und an den Feuern dann entzündete. Diese brennenden Fackeln wurden dann in der Luft geschwungen, auch herumgetragen. Man schwang auch mit Harz und Pech gefüllte und entzündete Köpfe. Die abgebrannten Besenstümpfe wurden, mit dem Brandstumpfe nach oben, in die Krautäcker gesteckt, damit das Kraut recht gedeihe, große feste Häuptel bekomme, sowie vor Hagelwetter verschont bleibe. Am „Konnestoch“ selbst wurde um die 12. Stunde Tee gesammelt u. zw. neuerlei Kräuter von neun Rainen. Solcher Tee sollte gegen alle Krankheiten sehr gut sein.

Am Jakobitage wurden die Winterkleider, vor allem die Pelzfachen in die freie Luft gehängt, da man der festen Meinung war, an diesem Tage wehe eine besonders günstige Luft, welche verhindere, daß Motten in die Kleider kommen.

Zu Michaeli trat freies Weiderecht ein; die Hüttbuben sangen:

„Michaeli is vorüber,
Jetzt hüttn mr über und über“.

Die Kirchweih wurde am 3. Sonntage im Oktober mit Musik und Tanz gefeiert. Am Montag war „Goldstunde“. Um neun Uhr früh wurde ein Requiem für alle Abgestorbenen gelesen, den Toten auf dem Friedhofe ein Besuch abgestattet, sodann unter den Klängen der vorausziehenden Musik ins Wirtshaus marschiert, wo bis Mittags getanzt wurde. Am Abende zahlten die Mädchen den Vorreihen (Vorreigen) und tanzten zuerst mit jenem Burschen, der sie am Vormittage zuerst geholt hatte. Auch am Dienstag und Mittwoch tanzte man. Ehedem war auch die rohe Sitte des „Hahnschlagens“ üblich. W. Neubert schildert diesen Brauch in der Erzgebirgszeitung, Jg. 1880, S. 134 folgendermaßen:

„Zur Kirmes wird gewöhnlich ein Hahn erschlagen. Dies geschieht so: Ein mit Bändern geschmückter schwarzer Hahn wird nämlich im freien Felde an einen Pfahl gebunden. Die Lustigen ziehen mit Dreschflegeln und von Musik begleitet aus dem Wirtshause hinaus und einer nach dem anderen versucht es, mit verbundenen Augen den Hahn zu treffen, nachdem er zuvor dreimal um eine Viertonne herumgeführt wurde. Daß er den Hahn mit seinem derben Schläge (mit den Dreschflegel) nicht treffe, wird wohlweislich gesorgt, ebenso, daß er recht oft falle und mit Schnupftüchern jähert man ihm um die Beine, damit er denke, es seien die Flügel des Hähnes. Der endliche Treffer wird im Triumphe auf einem Fasse ins Wirtshaus getragen, wobei er den Hahn jubelnd in die Höhe hält. Auch der Hahn erfährt vor der Handlung große Ehre, denn er wird auf einem zweispännigen Wagen von seinen geliebten Hühnern abgeholt.“

Am Allerseelentage war Gottesdienst in der Kirche, sodann Prozession auf den Friedhof, woselbst der Geistliche eine Predigt hielt. Das Schmücken der Gräber war früher ganz unbekannt.

Das Martinifest (siehe auch Abschnitt B, 7. „Volksnahrung“) wurde besonders früher gefeiert. Die „Martinigans“, der Gänsebraten, fehlte in den wenigsten Häusern. Besondere Beachtung widmete man dem Brustbein der Gans; aus dessen Form und heute nicht mehr bekannten Zeichen wollte man erkennen, ob der kommende Winter streng sein werde. — Eine alte, ortsübliche Wetterregel lautet: „Geht zu Martini die Gans am Schnee, geht sie zu Weihnachten am Dreck“, eine andere: „Kommt Martini am Schimmel geritten, (d. h. schneit es), so gibt es zu Weihnachten Dreck.“

Beim ersten Schulgange erhielten die Kinder eine große Zuckerbütte, ärmere eine große Semmel („Zeppel“) oder auch Geld.

Das „zu Rocken gehen“ war sehr wenig üblich, da in den wenigsten Häusern gesponnen, dagegen mehr geklöppelt wurde. Mit dem Klöppeln ließ sich dies nicht so gut durchführen, weil dabei viel Licht benötigt wurde.

Die größte Reinigung des Hauses findet noch jetzt in der Charwoche statt.

1) Landwirtschaftliche Bräuche.

Wenn im Frühjahr das Vieh zum ersten Male wieder ins Freie kam, wurde es mit Wasser begossen, damit es gesund und schön bleibe. Auch wenn im Frühjahr zum ersten Male aus dem Walde mit Reifig kam, wurde man mit Wasser begossen, aus welchem Grunde, ist aber nicht mehr bekannt. Beim Säen sagte man: wenn es in den Sack schneit, schneit es auch ins Band. Um eine glückliche Ernte zu erzielen, wurden die Reiser vom Fronleichnamstage in die Felder gesteckt. Bei Gewittern wurde ehemals „Wetter geläutet.“ Bei der Geringfügigkeit des Getreidebaues darf es nicht wundern, daß Erntefeste und Erntebräuche nicht üblich waren. Besondere Namen der Haustiere richteten sich nach deren Farbe und Eigenschaften, z. B.: Fischeka, Bloß, Weißkup, Herscha (Hirsch, Bezeichnung für rote Tiere), Schworza, Gelba u. a. Die Zusage für die Tiere lautet noch jetzt „wiste“ für links „hott (hotta)“ für rechts, „wir“ für vorwärts „ööh (öh)“ für halt.

Auf Wetterregeln wurde viel gehalten und ein Kalender ohne solche nicht gekauft. Besonders beachtete man die 12 „Unternächte“. Wie diese 12 Nächte waren, sollten sich die kommenden 12 Monate anlassen. Alle Tage im März, an denen Nebel lag, wurden aufgeschrieben, denn nach 100 Tagen eines solchen Nebeltages gab es Gewitter. Morgenrot galt als Bote des Regens, Abendrot als Anzeichen schönen Wetters. Auch wenn die Fledermäuse abends herumflogen erwartete man einen schönen Tag.

Auf den Grundstein des Hauses mußte der Bauherr drei Schläge machen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, sodann wurde den Bauarbeitern etwas zum Besten gegeben. Bei einem Neubau in dem auch Vieh zu halten beabsichtigt war, wurde in eine Ecke eine Spielkarte gegeben; dies sollte bewirken, daß der Besitzer mit Vieh einer jeden Farbe Glück habe. Nach dem Heben des Dachstuhls wurde vom Zimmermeister oder Altgeßellen der Zimmermannspruch gesprochen. Hernach trank er ein Glas Bier aus, nahm das darin befindliche Geldstück heraus und warf das Glas weg, daß es zerschellte. (Bringt Glück!) Beim Beziehen der neuen Wohnung wird wie bei Neuvermählten zuerst Krugzifir und Weihwasser hineingetragen, sodann ein Brot hineingerollt.

Am 3. Osterfeiertage wurde alljährlich der Gemeindevhirt gebingt, welcher die Gemeindestiere zu warten und das ganze Vieh des Dorfes auf die Weide zu treiben hatte. Hierbei gab es oft großen Tumult, verursacht durch die oft zahlreichen Anwärter auf diesen Posten und deren Anhang.



10. Volksrecht und Rechtsprechung.

Beim Verkauf und Kauf war Handschlag und „Draufgeld“ nötig, was erst den Handel fest machte. Früher mußte der Käufer überdies noch 10 Kreuzer der Kirche geben. Beim Segen von Rainsteinen und bei Grenzbegehungen wurden 1 bis 2 Knaben mitgenommen, welche eine Ohrfeige bekamen, damit sie sich die Stelle gut merken sollten. Die Ankündigung einer Gemeindeversammlung geschah durch den Polizisten, „Häufelrichter“ genannt. Der Ortsrichter hatte das Recht, zwei Bierchen zu halten. Er selbst schenkte Bier in seinem Hause; den zweiten Schank verpachtete er u. zw. in der Weise, daß, wenn er im oberen Dorfe wohnte und dort seinen Bierchank betrieb, er die zweite Schankgerechtigkeit an eine Person im unteren Ortsteile vergab und umgekehrt. Als Abzeichen seiner Würde hatte der Richter vor sich auf dem Tische einen mit besonderem Leder überzogenen Lederknüttel liegen. Sobald er damit auf den Tisch schlug, mußte vollständige Ruhe in der Gerichtsstube eintreten. Dieser Knüttel, „Gericht“ genannt, wird noch jetzt im Gemeindeamte aufbewahrt. Auch sind dafelbst noch alte Hand- und Fußfeisen, welche der Richter zur Anwendung bringen konnte.

Das Ausgedinge der Auszügler bestand in Milch, Butter, Eiern, Quarkeln, Hafer, Kraut, Erdäpfeln, Holz und Torf. War ein bewohnbares Stühl da, erhielt er dieses nebst einer Bodenkammer. Im anderen Falle hatte er eine besondere Ecke der Wohnstube für seinen Tisch inne, sowie im Krankheitsfalle das Recht, sein Bett dortselbst aufzuschlagen. Zuweilen kam es vor, daß Hausbesitzer, welche eine große Stube und wenig oder keine Kinder hatten, in ihre Wohnung eine Mieterartei hinein nahmen, um so einerseits für die Feldarbeit Arbeitskräfte, an denen es mangelte, zu erhalten, anderseits, um mit der Heizung besser wegzukommen, denn die mit in der Stube wohnende Partei mußte etwas zur Heizung beisteuern.

Verführte Mädchen standen in großer Mißachtung und waren gleich ihrem unehelichen Kinde dem allgemeinen Spotte preisgegeben. Ihre Gesellschaft wurde gemieden. Die Lage des unehelichen Kindes war also früher eine sehr traurige. Sowohl in der Jugend, als auch späterhin haßte der untugbare Schandfleck der unehelichen Geburt auf ihm. Den Verführer hingegen traf dieses Los nicht.

Strafen wegen Raufereien wurden nicht besonders als entehrend angesehen, desgleichen solche wegen Holzdiebstahles in den herrschaftlichen Waldungen. Dagegen war man durch den geringsten Diebstahl an seinem Nächsten oder Holzdiebstahl aus Bauern- oder Gemeindewald entehrt. Ein auf den Holzdiebstahl aus herrschaftlichen Wäldern bezug habendes Sprichwort sagte: Holz und Plage wächst alle Tage.

Die Richter hatten oft unbeschränkte Machtvollkommenheit, ja konnten nicht geständige Übeltäter selbst foltern und Hinrichtungen voll-

ziehen lassen. Doch erstreckte sich die Tätigkeit des hiesigen Ortsgerichtes nach den Aufzeichnungen in den Gerichtsbüchern zu schließen, bloß auf die Schlichtung von Rechtsangelegenheiten leichterer Natur. Die Strafen bestanden meist in Geldbußen, von welchen gewöhnlich $\frac{1}{3}$ der Obrigkeit, $\frac{1}{3}$ der Kirche und $\frac{1}{3}$ dem Ortsgerichte zugesprochen wurde; außerdem war eine kleine Schreibgebühr zu entrichten. Um einen Einblick über die Art und Höhe solcher Strafen zu erhalten, seien hier einige Fälle aus den Reischdorfer Gerichtsbüchern wiedergegeben:

a) 1726 wurde eine Partei, welche mit einer anderen in Streit geraten war, dazu verurteilt, eine hl. Messe für alle Verstorbenen lesen zu lassen; überdies sollte der Anfänger eines neuen Streites 2 Schock Groschen der Obrigkeit, ferner ebensoviel der Kirche und dem Gerichte bezahlen.

b) 1769 hatte eine Person eine andere ehrenrühriger Sachen bezichtigt, ohne bei Gericht dies beweisen zu können. Der Schuldige mußte sich mit der Hand, wie es im Gerichtsbuche heißt, „auf seinen lügenhaften Mund“ schlagen, Abbitte leisten und je ein Schock Groschen dem Gerichte, der Obrigkeit, sowie der Kirche, ferner eine Schreibgebühr als Strafe entrichten.

c) Zu Anfang des 19. Jahrhunderts drohte man den Anfängern neuer Streitigkeiten mit 4 bis 10tägiger Zwangsarbeit in Eisen und mit diversen Geldstrafen. Unter welchen Bedingungen ein Einwohner Gemeindegemeinde und die Bewilligung zum Baue eines Wohnhauses erhielt ist aus nachfolgenden, dem Gerichtsbuche im Originaltexte entnommenen Kaufverträge ersichtlich.

„Heute dato den 5. „8bris“ Anno 1709 Ist auff öfteres ansuchen in dem Gericht Reischdorff Erschienen Samuel Jher und angelanget umb eine Baustell zu Einem wohn Häußl welches Ihme auch Vergünet und Verkauft worden, Vor und umb acht Schock Stamm Suma undt zum an gelt solle Käufer erlegen 2 Schock was nun Betreffend die nach Zahlung solle selbe Ihren anfang nehmen auf den Verschreibtag 1710 und mit Ein Schock zu zahlen forth fahren bief Benande Stam Suma ihr Entschafft Er Reichen möchte, Hien Entgegen aber Ist diese Baustell mit Solcher Bedingung Verkauft und Ihme oben Ermelten Samuel Jher gelassen worden, welches er auch auß Seinen Mund selbstent geredt und in die Fäder gebracht worden daß er sich mit seinen Weib und Kindern Ehrlich auff Richtig und der gemein ohne schaden nehren und Leben will. Sofern aber Solches nicht geschehen und er seinen Versprechen wider Verhoffen nicht nach Kommen möchte, Erkauser seines Haus- und Baustell Verlustget und der gemein wieder an Heim fallen.

Zu mehrer Bekräftigung dieses Kaufts Sind 6 Kr. (= Kreuzer) ins Gottes Haus geben worden.

Solcher Kauff Nun ist Beschehen und Beschlossen worden Bis auff des Hochgräffl Lobkowizischen amts Ratification Vor dem damahligen Richter Georg Köhler und dero geschwornen.

Andreas Bach, Andreas Schloßer, und Johann Peinelt. at supra. Von original Ins gericht's Buch getrag Im Jahr Anno 1725 den „21“ 9bris. Johann Landrock, Richter. Franz Leopold Salzer, Gerichtschreiber.

Da es ehemals eine regelmäßige Verzeichnung und Abstellung der Rekruten nicht gab, wurden die nötigen Rekruten, welche die Ämter zu

stellen hatten, einfach zusammengefangen. Wer sich zur fraglichen Zeit erweisen ließ, wurde festgenommen. Hatte man mehrere beisammen, ging der Transport nach Saaz, wo nach erfolgter Assentierung die tauglich befundenen sofort einem Truppenkörper einverleibt wurden. Das Ausreißer der im stellungspflichtigen Alter stehenden Jünglinge war also gang und gäbe; oft machten sie mit Fuhrwerk fort. Es soll häufig vorgekommen sein, daß jene, welchen der Amtmann, seine Beamten, der Richter oder „Häuselrichter“ (Polizist) wohl wollten, rechtzeitig einen Wink erhielten zu verschwinden. Anderseits konnte man sich so unliebsame Burschen vom Halse schaffen oder sich an ihren Eltern rächen, indem man diese Jünglinge unversehens aufhob und vor die Stellungskommission brachte. Wer zu damaliger Zeit ein Haus besaß, war vom Militärdienste befreit, daher viele ihre Söhne dadurch frei machten, indem sie ihnen ein Haus verschreiben ließen. Es kam oft vor, daß in einer Familie das Haus der Reihe nach allen Söhnen verschrieben wurde, um ihnen den Militärdienst zu ersparen.



11. Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen.

Im Aberglauben des Volkes spielt noch jetzt der Mond eine große Rolle. Zunehmender Mond ist günstig, abnehmender dagegen nicht. Nur bei zunehmendem Monde wurde ein Geschäft begonnen, eine Reise angetreten, eine Hochzeit gefeiert, überhaupt etwas angefangen. Kein Pferd wurde verkauft, kein Haus bezogen, wenn abnehmender Mond war.

Auch an einem Freitag, der als Unglückstag galt, geschah derartiges nicht. War es windig, hieß es, daß sich jemand gehängt habe, was auch felsenfest geglaubt wurde. Unter dem Regenbogen sollte an der Stelle ein Schatz liegen, wo er auf der Erde aufstand. Irrlichter haben nach Meinung der Leute oft Menschen verführt. Auch im Walde waren oft Irrlichter die Ursache, daß sich Leute verirrt. Dies ist angehängt der bei uns vorhandenen Torfmoore, woselbst sich diese Irrlichter bilden, leicht erklärlich. Allgemeiner Glaube war es auch, daß das Wasser am Charfamsstag während des „Ausläutens der Faste“ besondere Heilkraft besitzt.

Wenn man im Frühjahr den Kuckuck das erste Mal hinter sich rufen hört, stirbt man nach dem Volksglauben noch in diesem Jahre. Wenn man den Kuckuck das erste Mal hört, soll man Brot, Geld und ein Messer in der Tasche haben, denn dann hat man Glück und leidet nie Not. Schlägt die Wachtel oft hintereinander, so wird das Brot teuer, schlägt sie nur ein paar Mal, wird es billig. Der Kreuzschnabel ist gut, wenn jemand krank liegt, denn er zieht die Krankheit an sich und stirbt, während der Kranke geneset. Kräht eine Henne, so bedeutet das Unglück, oft eine Feuersbrunst. Ein solches Tier wurde sofort geschlachtet. Die Spinne wurde als Wetterprophetin betrachtet. Blieb sie in der Höhle ihres Reges, kam schlechtes Wetter, machte sie sich an ihm zu schaffen, befestigte sie gleichsam dieses, war Sturm in Aussicht, saß sie außerhalb der Höhle, stand schönes Wetter bevor. Auch als Glück- und Unglücksbringerin galt sie nach dem Spruche: „Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen; Spinne am Abend ist Herze labend“.

Bei der Hochzeit trugen die Gäste häufig Rosmarinzweige. Manche, namentlich die jugendlichen Leute steckten hernach diese Zweige und hielten es für glückbringend, wenn sie bekamen und fortwuchsen. Liebespaare versprachen sich davon baldige Verehelichung.

Das in der Stube zusammengelegte Kehricht soll nicht hinausgeworfen oder geworfen, sondern im Ofen verbrannt werden, ansonsten man das Glück mit hinauswirft. Brot durfte nicht mit der Anschnittseite in der Richtung der Tür gelegt werden, da es sonst ausging.

Machte jemand für längere Zeit fort, z. B. rückte man zum Militär ein, ging man auf die Wanderschaft oder auf den Handel, gab man den Betreffenden einen Glückskreuzer. Wenn der Handelsman fortging, warf

man ihm den Waschkübel auf die Hocke, damit er bald und gut verkaufen sollte. Der ausziehende Handelsmann sieht es gerne, wenn ihm jemand mit einem leeren Gefäße oder Korbe begegnet. Geht er einkaufen, ist es ihm lieb, wenn er jemand mit einem vollen Korbe, Sacke oder Gefäße trifft; dies bedeutet Glück. Ehedem hatten die Handelsleute auf ihren Reisen häufig ein „Schildwachsbüchel“ bei sich mit 24 Heiligen für die 24 Stunden des Tages. Das Büchlein enthielt auch verschiedene Segnungen und Verwünschungen. Nießt jemand, während eine andere Person etwas erzählt, so sagt man: „Hels Gott, daß es wahr ist! Du benießt es.“ Das Klingen des Ohres bedeutet, daß man irgendwo beredet wird, das Umschütten eines Salzfaßes bedeutet Verdruß und Zank. War jemand recht mürrisch und verdrießlich, sagte man, er sei zuerst mit dem linken Fuße aus dem Bette gestiegen. — Kleinen Kindern soll man vor einem Jahre die Nägel nicht schneiden, ansonst ihnen das Glück abgeschnitten wird. Nadeln sollen nicht verschenkt werden, damit die Liebe und Freundschaft nicht zerstoßen wird. Ist es nicht zu vermeiden, daß man jemanden eine Nadel geben muß, so sticht man zuerst die betreffende Person. — Wenn man zu jemanden kommt und findet das Aussehen der besuchten Personen, das ihrer Kinder oder des Viehes sehr gut, muß, wenn dies ausgesprochen wird, immer dazu gesagt werden: „Gott behüte!“ oder „Ich will es nicht beschreiben“, auch „Unberufen!“ Tut man dies nicht, so beschreit man das Bewunderte, was dann Unglück bringt. Kindern bindet man deswegen gern etwas Rotes um, z. B. ein rotes Band um den Hals oder um das Handgelenk, da es dann nicht beschrien werden kann. — Als besondere Unglückstage galten der 1. April, 1. August, ferner der Tag der unschuldigen Kinder (28. Dezember). An letzterem wurde überhaupt nichts unternommen.

An „Vorzeichen“ glaubte das Volk sehr stark. Wenn ein Bild herunterfällt, bedeutet das Unglück, besonders einen Todesfall. Gleiches befürchtete man, wenn ein Spiegel zerbrochen wurde. Pußt sich die Kage, oder sprühen Funken aus dem Ofen, kommt Besuch. Frißt der Hund Gras, wird es regnen. — Hegen können das Vieh verhegen, sodaß es im Wachstume nachläßt und die Kühe keine oder nur schlechte Milch geben. Wenn sie über den Weg gingen, brachten sie Unglück. Das Vieh wurde gegen sie geschützt, indem man geweihte Sachen, wie Zweige der Palmweide, Reisern vom Fronleichnamsfeste, ferner angebrannte Hölzer, insbesondere Besen im Stalle über der Türe angebracht wurden. Sich selbst schützte man gegen die Hegen, indem das Zeichen Jesu auf der Stirn gemacht wurde (INRI). Kleinen Kindern wurde etwas Geweihtes gegeben oder wurden zum Schutze gegen sie ins Bett gesteckt. Wer in ein Wagengeleise trat, über den sollten die Hegen Macht erlangen. —

Als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten waren „Himmelsbriefe“ sehr gebräuchlich. Als solche sah man auch an: Marienbilder, Medaillen mit abgebildeter Mutter Gottes, welche von verschiedenen Wallfahrtsorten mitgebracht wurden. — Wenn man jemandem, der an Gelbsucht litt, begegnete, sollte man ihm dreimal ins Gesicht spucken, da dies seine Genesung bewirken sollte. —

Der Gespensterglaube war weniger, wenigstens nicht allgemein verbreitet. Vom Alpdrücken war viel zu hören. Man schrieb die Ursache dieses Zustandes einem gespenstischen Wesen, dem „Alpen“ zu, welches sich

dem Befallenen auf die Brust setzte und dadurch die Beschwerden verursachte. Auch an das Aufhocken an gewissen Orten zur Nachtzeit wurde geglaubt. Man hatte große Mühe diesem unsinnigen Aberglauben zu steuern. Ja, ganz ernsthaft wurde erzählt, der Besitzer eines Hauses im oberen Dorfe, der jedenfalls halbseitig gelähmt worden war, habe durch das Aufhocken ein krummes Maul bekommen. Bei der „langen Brücke“, einem Klöppelweg zwischen Reischdorf und Sakung soll sich ein gespenstisches Wesen, die Marzevilla, herumgetrieben haben, die sich Holzfahrern und Pächern auf den Schlitten gesetzt haben soll, worauf diese trotz der größten Anstrengungen ihr Gefährt nicht mehr von der Stelle brachten (Siehe Abschnitt „Sagen“!).

Die Wünschelrute war hier sehr bekannt, was bei dem ausgedehnten Bergbau in früherer Zeit, bei dem sich ja die Bergleute stets derselben bedienten, nicht Wunder nimmt.

Als Helfer gegen Krankheiten verehrte man auch bestimmte Heilige. So sollte die hl. Apollonia gegen Zahnweh, der hl. Blasius gegen Halsschmerzen helfen. Den Himmel malte man sich sehr schön aus. (Siehe das Gedicht „Der Reischdorfer Pferdehimmel“ unter Abschnitt „Humor und Volksdichtung“!) Die Hölle wurde arg gefürchtet.

Besonderen Wert legte man auf das „Sannen“ oder „Segnen“ als Heilmittel (!) gegen alle Krankheiten. Gewisse Personen verrichteten über ein Kleidungsstück des Kranken gewisse Gebets- und Verschwörungsformeln, wodurch die Krankheit „versprochen“, d. h. geheilt werden sollte. Warzen sollten vergehen, wenn man sie mit einer schwarzen Waldschnecke schmiert, diese dann aufspießt, damit sie verdorrt. Sobald sie verdorrt war, sollten auch die Warzen verdorren und abfallen. Ein anderes Mittel gegen Warzen bestand darin, daß man sie bei einem Begräbnisse mit Erde aus dem Grabe rieb und die Erde dann hineinwarf. Auch band man sie mit Roßhaaren ab, d. h. man knüpfte darum einen Knoten und vergrub sodann das Roßhaar unter der Dachtraufe, um ein schnelles Verfaulen zu bewirken, durch welches dann auch die Warzen vergehen sollten. Niemand sollte die Warzen einer fremden Person zählen, da er dann ebenso viele als diese bekam. An den Diebssegen, welcher bewirken sollte, daß der Dieb das Gestohlene wiederbringen mußte, wurde ebenfalls stark geglaubt.



12. Höflichkeitsformeln und Schimpfwörter.

Die Höflichkeitsformeln richten sich nach der Tageszeit, wobei meist das Wort „schön“ vorausgesetzt wird, also: „Schön guten Tag!“ „Schön guten Abend!“ usw. Hinzugesetzt wurde und wird häufig die Bezeichnung der Person, z. B. „Schön guten Morgen, Gevatter!“ usw. Trifft man mehrere Personen, gibt man das Wort („mitsomm“) mitsammen dazu, z. B. „Guten Tag mitsamm!“ Beim Eintritt in die Stube wird der Grüßende mit folgenden Worten begrüßt: „Schön willkommen!“ worauf als Antwort erfolgt: „Schön Dank!“ — Beim Betreten des Wirtshauses wurde außer dem gewöhnlichen Gruße auch noch jedem einzelnen die Hand gereicht, sodann dem Eingetretenen „geschenkt“, d. h., das Glas zum Trunke angeboten, was auch, wenn nicht zu viele anwesend waren, angenommen und dann erwidert wurde. Waren Gäste an mehreren Tischen da, begnügte sich der Eintretende den Gruß zu sagen, mit der Hand auf die von Gästen besetzten Tische zu klopfen, was von den Anwesenden erwidert wurde und noch jetzt üblich ist.

Die Schimpfwörter, die früher gebräuchlich waren und es noch jetzt teilweise sind, waren derb. Die Wörter Hund, Luder, Drach, spielten in verschiedenen Zusammensetzungen eine große Rolle. Oft setzte man noch das Wort elend zuvor, auch darnach. Solche derbe Ausdrücke sind: „Elender Hund, glutiger Drach, elends Luder, verfluchts Luder, Himmelkreuzsakrament, schwere Not, Mistkrüpl“ usw.



13. Humor und Volksdichtung.

Unsere Gebirgler haben insgesamt einen guten Humor, aber es wird nicht gleich einen Ort geben, wo so viel Wig zu Haus ist, als in Reischdorf. Die Reischdorfer sind sehr lebhaft und zeichnen sich ganz besonders durch ihre schlagfertigen Antworten aus. Ihren Gesprächen lauscht man mit Vergnügen stundenlang. Sie necken sehr gern, verletzen so leicht aber doch nicht. Zum Besten halten lassen sie sich jedoch nicht. Merken sie diese Absicht, dann werden ihre Antworten derb und beißend.

Oft stellen sie sich, besonders gegen Fremde, einfältig und dumm und verleiten dadurch den Gegner, seinen Spötereien freien Lauf zu lassen. Aber bald wird dessen Freude gestört, denn nun bricht der Reischdorfer mit einer Flut von Wigen auf ihn ein, daß er zur Zielscheibe des Spottes der ganzen Gesellschaft wird.

Dichterisch veranlagte Personen haben sich mit der Eigenart der Ortsbewohner befaßt und solche Erlebnisse und Schwänke niedergeschrieben. Im nachstehenden sei das bekannteste wiedergegeben.

Ein Gerichtsbeamter in Preßnig, der sich in einem dortigen Gasthause am Charfreitag eine Portion Stockfisch hatte geben lassen, frug einen Reischdorfer Fuhrmann, der zufällig am Tische saß, ob er nicht auch davon wolle. „Ich esse ihn nicht“ bemerkte dieser. „Das ist nicht schön, wenn die Brüder einander nicht mögen“, antwortete der Gerichtsherr. „Doch schöner“, versetzte sogleich der Reischdorfer, „als wenn sie einander auffressen.“

Ein Geistlicher fragte in der Christenlehre einen Knaben, was Maria und Josef mit sich auf die Flucht genommen hätten, als sie sich auf die Flucht nach Ägypten begaben, um der Verfolgung des Herodes zu entgehen. „Ich weiß es nicht, bin nicht beim Auspacken gewesen“, war die Antwort des Buben.

Ein biederer Sachse spottete einst über die Haustüren in Reischdorf. „Sie sind alle schmal und niedrig, daß kaum ein Ochse durchkommen kann, ohne sich die Hörner abzubrecken.“ „Ihr seid aber durchgekommen“, fragte ihn ein Reischdorfer. „Ja“, sagte der Sachse. „Da war der Herr wohl dazumal noch ein Kalb?“ erwiderte jener.

Nach einem in Raaden abgehaltenen Jahrmarkte leitete hinter einem mit Spielwaren beladenen, heimkehrenden Marktwagen auch ein Reischdorfer sein mit einigen Säcken gepacktes Saumroß, das sein Junge begleitete. Eine Kiste mochte aufgegangen sein und kleine Schächtelchen mit fein geschnitzten Kreuzen und Christusbildern kollerten von dem vorausfahrenden Wagen herunter, die der Junge bald erspäht hatte. „Vater, kommt her“, rief er, da er den Inhalt derselben geschaut hatte, „seht mal, da hab ich ein ganzes Herrgotteneß gefunden!“

Während des Holzfällens war einst ein alter Reischdorfer über die dabei anzuwendenden Handgriffe mit seinem Sohne in Streit geraten, wobei letzterer sich Ausdrücke erlaubte, die ganz im Gegensatz zu den Äußerungen kindlicher Ehrfurcht standen. „Höre Bube“, sagte der Alte, „würde ich es gewagt haben, in deinem Alter meinem Vater so etwas zu sagen, hätte er mich tüchtig geohrfeigt.“ „Ei was“, erwiderte der Sohn, „ihr mögt auch einen rechten Vater gehabt haben!“ „Schweig“, rief der Alte entrüstet aus, doch einen zehnmal besseren wie du!“ (Vorstehende Anekdoten veröffentlichte J. Heidlas, Brüz, 1904 in der „Neuen Weipertener Zeitung.“)

Ein Notar, der von dem Wige der Reischdorfer gehört hatte und sich hiervon überzeugen wollte, kehrte in einem Gasthause ein und machte den Wirt mit seinem Wunsche bekannt. Derselbe sagte, er möge sich nur ein wenig gedulden, es werden bald Gäste kommen. Es dauerte auch gar nicht lange, als ein Fuhrmann mit seinem Gefährten vor dem Gasthause anhielt. Der Wirt eilte hinaus, dem Fuhrmann den Wunsch des Notars mitteilend. Mit der Peitsche in der Hand betrat er das Gastzimmer, grüßte und sagte zum Wirt: „Jetzt bin ich doch begierig, wer den Prozeß gewinnen wird, dauert schon so lange und ist noch nicht zu Ende.“ Neugierig fragte der Notar, was das für ein Prozeß sei. „Na hören's“, sagte der Fuhrmann, „unser lieber Herrgott und der Teufel führen Streit“, jeder will die Herrschaft über die Welt ausüben. Was meinen sie, wer wird den Prozeß gewinnen?“ — „Natürlich der liebe Gott“, sagte der Notar, „er ist ja allmächtig und kann alles.“ „Nein, nein“, sagte der Reischdorfer, „das ist nicht so; der Teufel gewinnt ihn, denn er hat die meisten Advokaten auf seiner Seite.“ Der Notar trank sein Glas aus und ging fort; er wollte keinen Reischdorfer Wig mehr hören. (Aus Magerl, „Der Gerichtsbezirk Preßnig“.)

Ein Reischdorfer Hausierer kehrte in einem Wirtshause ein. Der Wirt setzte ihm ein Bier vor, das der Dichter wohl nicht gemeint haben dürfte, wenn er singt: „Nun trinkt mir alle Reigen aus!“ Nichtsdestoweniger ging unser Reischdorfer an, das Bier über alles zu loben. Der Wirt dachte: „Lobt der schon meine Reige so, was wird er nun erst sagen, wenn ich ihm ein „Frischangestecktes“ vorsetze. Und richtig brachte er eins! Allein wider Erwarten wurde nun sein früher so redseliger Gast mäusenstill, von Zeit zu Zeit still vergnügt einen Schluck aus seinem Glase tuend. Bald konnte der Wirt seine Ungeduld nicht länger meistern, sondern fragte, was sein Gast nun zu diesem Biere sage. Darauf erwiderte jener: „Na, das vorige Bier hatte es schon ein wenig notwendig, daß man's herausstrich, aber dieses da, braucht man nicht zu loben, das lobt sich schon selber!“

Eine ähnliche Anekdote bearbeitete J. Salzer („Salzerbe“) in Weipert, auch dichterisch. Das Gedicht erschien im „Reisbergjahruch 1909“ unter dem Titel „Dr Zwiervlöff in Künischwoll“ (=Königswald in Sachsen) und sei hier mit Erlaubnis der Buchhandlung F. Thoms, Weipert, wiedergegeben.



Dr Zwiemlseff in Kinischwoll.

(J. Salzer, Weipert).

Dr Seff aus Reischdorf is bekönnnt,
Er laßt jo rim en gongzen Lond,
Tut ollerhond vrkafn,
Muß Dorf un Stodt olafn.
Jnn Seff dann kennt a jeder gleich,
Ar hot a schiene Towakpfeif,
Mit Zwiebln, Kräh un Retting
Do kimmt er olla Frätting.
Durch sen Humor un seina Schwänk
Kennt niemand su wie ar de Ränk.
Er ward in gongzn Lond
När Zwiemlseff genonnt
Un war na ebbre archern well,
Dann zohlt ar ham gleich of dr Stell,
Dorch seine gutn Wiß,
Die werkn wie dr Bliß. —
Do neilich mol, schockschwerenut,
Es bronnt su haß de Sunnaglut,
Dr Seff wollt' jhier verdorchtu boll,
Do kimmt er nei noch Kinischwoll
Un kehret in ren Gosthaus ei,
Stoppt sich a Pfeißl Towak ei;
Dr Wert, dar kom gleich hintn vir
Un stellt en hie a Glasl Bier.
Dr Seff hot nár droo gekost,
„Soch nár, wu du des Bier har host,
Tu nár droo mol trinken,
Des ko mr boll net schlingn!“
Do socht dr Wert: „Wos fällt dr ei,
Des is jo Kinischwoller Bräu,
Mr trinkns doch dr gongzn Woch
Un meine Gást die lubns noch.“
„Nu“, socht dr Seff, „des ko schie sei,
Kummt nár a mol noch Reischdorf nei,
A neies Bräuhaus hom mr dort,
Do ward gebräut in anasort.
Ardepplschäler, Dorchn, Rübn,
Die warn of Brei arsch zommeriebn,
Mit Koffeesoh un Zwiemlscheler,
Des gibt da ollerchänstn Trebr.
Des ward in Wosfr aufgeköcht,
Bis rachta grußa Bloßn mocht

Un des net on Beschmock verliert,
Ward's tüchtich mit dr Hoppnstong gerührt.
Jo, do giebt's freilich nischd ze lochn,
Su tut mrsch am in Reischdorf mochn“.
Do socht dr Wert: „Nu Sapprlut,
Sugmeckt dá des Zeich a werklich gut?“
„Des schmeckt garod a su wie des,
Des bräut bei uns de Knublichres.“
Hot ihn der Seff zur Antwort gabn.
Der Wert sogt sich: „In gongzn Labn
Fredh ich kann Moh aus Reischdorf meh,
denkt sich drbei „ich ho men Tee“!

Eine andere Anekdote, nachstehende, überlieferte uns W. Neubert in der „Erggebirgszeitung“ (Jg. 1880, S. 134):

Ein Fuhrmann trabte mit einem vor einen Wagen gespannten Kößlein in einem Städtchen bergan. Es stürzte. Da lehnte sich gaffend ein Schreiber aus dem Fenster des nahen Rathauses, was den Fuhrmann verdroß. „Stieh ner auf“, rief er das Pferd an, „wärsi ah a Schreiber wurn, su könnst dich ah do har legn un a Fadr hintern Uhr stecken!“ Im Dialekte wurde diese Anekdote folgendermaßen wiedergegeben:

Dr Schusterpeppwenz ben Jochmistoler Rothaus.

(Oskar Grimm).

Dr Schusterpeppwenz von Reischdorf hott venn dr Schlackawerther Herrschaft öß Obist drstandn unn wollt mittern Wagel zen Hondel off dr Guttsoh. Ar hott a weng darb aufgelodn. Dorch Brond nauf jungs nach oh. Durch Jochmistol nauf wursch schlachter. Dr olta Schimmel schwiht wie a Brotn. Da orma Haut hot en Kopp gehängt ols gungs zen Schinder. Emmer trübselicher issa wurn. Dr Wenz gittn guta Wörter und schlachta. Öß wor de olta Leier. Venn Rothaus enn Jochmistol hois a verfluchts Knöchl. Dr Schimml koh nimmer, öß Fuhrmark blätt stieh. Dr Wenz fängt o ze fluchn, ar hant nei, öß gieht net.

Enn Jochmistoler Rothaus hot's viele Beomta. Öß is dort de Hauptmohschost, öß Garicht, öß Steieromt, öß Forstomt, da Sporkassa un öß Gemahomt. Da Janstr stonden weit offen. On da Janstr kohmt a poor Beomta un janna unnern Wenz zu. Dös hotn gepößt.

„Nu Krok, verfluchta,“ schreit ar grod naus, „sa zieh doch zu, bist doch nár a Pfahr. Wärsi a Rothausherr wurn, könnsta a mit dr Fadr hintern Uhr zen Janster nausgucken!“

Schwupps! worn de Nausgucker wag.

Im folgenden sollen noch einige andere Anekdoten in Prosa und Poesie wiedergegeben werden.

Wie der Hengst-Stefo 'n Prokoratr san Rechtsfoll drklärt.

(Von Wenzel Großmann).

Dr Hengst-Stefo aus Reischdorf wor of a schendliche Weis' im sei Sau kumma. Dös dumma Viech laast, wies nu a su schie is, offn Nachbor sann Fald niwr. Dr Nachbor hot grad Mist gebratt. Do kohn de Sau en Nachbor sen Ochsen za noh, dar verstieht kann Späß un stiegt dr Sau mit an Horn 'n Bauch auf. Do nimmt dr Stefo sen Sunntichstagn, gieht off dr Preshniz zen Prokoratr (Advokat) un drzehlt de Geschicht. Dr Prokuratr hot grad Gesellschaft bei sich, horcht 'n Stefo ner holb o und da Fald wor, daß 'r 'n Stefo net racht begreifen koh. Ar frecht nu wiedr un immer wiedr. Nu mocht'ns der Hengst-Stefo racht begreiflich und socht: „Dos wor zum Beispiel a su. Denken sa Herr Offagot, des Zimmer do wär 'n Nachbor sei Fald, de Harn do im Zimmer wärn da Misthaufn, sie Herr Offagot wärn der Dr und de Fra nabn Ihnen wär da Sau. Nu tät de Sau za Ihna kumma un sie täten ihr mit 'n Horn en Bauch aufreißn. Nu hom sa 'n Foll deitlich vor Agn.“

Daß die Reischdörfer oft einander selbst auch derbe Spässe lieferten, beweist nachstehende, weitverbreitete Anekdote:

In Kompagnie.

Wenn das Frühjahr ins Land zog, sah man — vereinzelt noch jetzt — vielfach Reischdörfer herumziehen, welche in Tüpfchen gepflanzte Nelkenstöcklein zum Verkaufe feilhielten. Mitunter waren diese mit Zetteln beklebt, auf denen klangvolle Namen, wie Napoleonsnelke, Kaiser-nelke u. a. standen. Einst kamen zwei solche Reischdörfer Händler, welche ihr Geschäft gemeinsam, „in Kompagnie,“ betrieben, in einen sächsischen Ort. Einer von Ihnen verkaufte auch dem dort wohnenden Förster ein paar solche Stöcklein. Als sie aufgeblüht waren, bemerkte der Waidmann, daß es ganz gewöhnliche Nelken waren.

Im nächsten Frühlinge kamen beide Händler in den nämlichen Ort. Als der eine zum Forsthaus kam, sagte der Jäger, er möge nur in die Wohnung kommen, denn er wünsche wieder ein paar Stöcklein zu kaufen. Raum war aber der Reischdörfer in das Zimmer eingetreten, ergriß der Förster den an der Wand hängenden Reiziermer und verabreichte dem Erschrockenen eine tüchtige Tracht Prügel, so Rache ühend für die im Vorjahre gelieferte schlechte Ware. Am Abend trafen sich beide Händler in Gasthause. Da sagte der Gezüchtigte zu seinem Gefährten: „Sei so gut und gehe einmal zum Förster hinüber, er will gerade diese Sorte, die du hier hast, mir ist sie ausgegangen.“

Schnell war dieser an Ort und Stelle, woselbst sich dasselbe Schauspiel wiederholte. Zurückgekehrt erzählte er sein Mißgeschick. Da sagte der andere: „Tröste dich, mir ist es nicht besser ergangen.“ — „Nun, warum hast du mich dann hinübergeschickt?“ war die Antwort. — „Ja,“

meinte dieser, „wir haben unser Geschäft in Kompagnie und was der eine verdient, gebührt auch dem andern.“

Da Ochsnagn.

(A Reischdörfer Geschichtl von Jos. Salzer, Weipert).

Dr Zwieblkalltostoffhonnis hot mit seiner Oltu, sa hot off dann fastana Roma Nannl gehört, racht schie gelabt. Ar hot mit Ardeppln, Zwiebln unn Knublich gahonnelt unn wor viel draußn rem. Sei Nannl hot drham da Wertshofst gasüht unn zwamol en dr Woch is sa mit Buttr unn Eiern noch Weiparch naus unn hot sich drmit a schies poor Haller verdient.

Obr sportsom wor es Nannl, dos muß mr sogn. Die hot en Hallr arschit zahmol emgadreht eh in ausgahm hot. Dr Honnis hot zwor a nischit waggaschmissen, obr monnichsmol, wenn 'r in Lond drinna odr in Weiparch wor, hot ar sich doch, wenn na dr Galust okom, wos guts zen Affn kast. Ar wor holt a Feischmeder unn immerfort nár Ardeppln un Koffee odr höchstns amol Arwissn odr Linsn, die obr net en Fetti geschwumma sei, un ner olla heilicha Zeit a klas Brökala Fleisch, dos wor net noch sein Geschmoch. Sei Oltu dorst obr nischit drvo wissn, daß 'r monichsmol oneren gewöhnling Morktoch en Lackerbissn, eppt a Brökala Spackworscht, e poor Eier odr gor a sauers Gashling gassn hot. Wenn die des amol drföhren hätt, do wärs enn Honnis drackit gonga.

Es Nannl wor nár a klas dicks Weibl unn dr Honnis a bamstorkt Karl, obr wenn die na nár amol orndlich ogafah hot, doß is en Honnis neigeföhren bis in de Fußzehspizen. Wie is 'n obr arschit wurn, wenn sa amol ogafonga hot, racht aufzadividieren, woß ollemol possiert is, wenn dr Honnis aus 'n Wertshaus mitera verfrühten Jung hamkom. Do hot sa geschriern unn is in dr Stub remgaföhren wie a ogeschossena Wildsau unn dr orma Mosh mußst dos Dunnrwatter gadullich über sich niedrgieh loßn, biß sichs vruzugn hot.

Weil nu dr Honnis sei Nannl gekannt hot, so hot 'r ober a wenn 'r von Honnel hamkom unn draußen wos guts schnowaliert hott, nischit drvo gapfissn, ar hot drham nár immer gatoh, ols wenn 'r sei Labtoch nischit onnersch gassn hätt ols Ardeppeln, Koffee unn treichs Brot. Amol obr hot 'r sich doch vrschnoppt unn sei Feischmekerei verrottn. Dos wor a su: Dr Honnis soß amol mit seint Oltu un senn zwa Bosn zu Mittich ben Affn. Dr arschta Gong, a dünna Knublichsupp, wor schie neigalöffelt unn es Nannl hot grad en zweint Gong, gakochta Linsn mit a weng Zwiebl unn en Gedonkn Fetti, aufgatrogn unn sich wiedr offn Stuhl niedrgalosn. Dr Honnis hot sich a tüchticha Portiu Linsn off senn Talle rausgenumma un hot gesocht: „Du Nannl, waßt da, wos dann Linsn do off menn Talle noch fahlt? — „Wos dä?“ frächts Nannl ärcherlich. — „Aus dann Linsn sölltn a poor Ochsnagn rausgucken.“ — Es Nannl schiebt gashwind noch en gehaufetn Löffl Linsn zwischn ihre Zähluckn nei, schmeißt drauf en Honnis en bittchießn Blick zu und socht su racht giftich: „Wos, du oltr Fraßsock, a poor Ochsnagn sölln do rausgucken? Dos is gor net nutwendich, es gucknta schie a poor nei.“

Dr Reischdorfer Pfaarhimmel.

1. Och es sei holt schware Zeitr,
Bei uns ormen schlachten Leiten,
Wann mr schie im Himmel warn,
Dos wor unser gonz Begahrn.
2. Wonn mr warn in Himml kumma,
Hot de Plog e End genumma.
Darf mr a ka Fuhrmark treibn,
Ko ban Weib drham hübsch bleibn.
3. Wonn mr warn in Himml wohne,
Konn mr seine Gliedr schone;
Wenn mr will bis Mittich schlofn
Darf uns a noch kaner strofn.
4. 's is ka Dmtmo dort im Himmel,
Dar uns haßt, ihr Flegl, Lümmel,
Kane Steier, kane Hobn,
Ka Akzis, wie mir'sch jekt hobn.
5. Och, in Himml is e Labn,
Ißt mr nischts ols Pfonnewabn,
Sauerkraut un Schweinebrotn,
Ziegnkaß, Brotworscht, Butterslodn.
6. Honichschnitten, daß se klacken,
Daß mr muß de Fingr lackn,
Solot, neigebockne Sammeln,
Stockfisch, gonz gebrotne Hammeln.
7. Do stiegt do in grußn Buttn,
Sachsenkümmel, Schnops von gutn,
Bier, och jeh! in hunnert Fossn,
Daß mr ko de Gorgl woschn.
8. Sachza Holba ohna Schmarzn
Kommr nam' sich schie zu Harzn,
Kommr endlich nimmer stieha,
Braucht mr net erscht hamzegieha.
9. Koffee a in grußn Schaffln
Ißt mr do mit Vorleglaffeln,
Zuckerhüt giebt's ohna Bleichn
Muß dr Rodnr (=Raadner) Rotstorm weichn.

10. Nochmitog, on Feiertogen,
Konn mr a von Kurzweil sogn,
Spieln mr Zwick um Laschetaler (=Agiotaler),
Jedr is a rachtr Zohler.
11. Odr sprachn mr von Pfaarn,
Wie sichs tut für Männer g'haren.
Fuchs un Koppn, Braun un Schimml,
Schie un jung gitts dort in Himml.
12. Och jeh hätt ich schie vergassn,
's g'hört schie bold zum Mittochassn,
Pfeifn rachtr mr zu dr Floschn,
Kant braucht Towak ze poschn.
13. An Ulmer-Kopp von schienen Fluder
Hot der Boß so wie dr Buter,
Olla brüha wie da Grojn
Ihren Knofter bis se schlofn.
14. Wenn mr hot sot gegassn,
Un rachtr tüchtich eigemassn,
Greift mr noch dr volln Floschen,
Un tut sich da Laber woschn.
15. Is mr endlich müd vom Trinken,
Druckt in Moagn Fijch un Schinken,
Streckt mr seine mottn Gliedr
Of dr Ufnbonk drniedr.
16. Drunt schtieht der Bierkrug immr,
Streckt mr sich un schnorcht mr immr,
Is dr Hols wie Ladr truckn,
Ko mr in den Krug neigucken.
17. Seht's, dos is dos Himmlslabn,
Wird der Herrgott uns es gabn,
Wolln mr untre Mügn schwenkn,
Un nei meh o Reischdorfer denkn.

Buglstellerlied.

(B. Dertl).

1. Rinnr, wos mochn mr dä heit?
Ofn Buglhard is ze weit.
Wolln mr hintern Ufn sigen
Un a poor Schock Ruttn schnigen?
Trala la la la la la la.

2. Gestern obends im dara Zeit,
Kreucht mr de Kog in Buglsteich,
Reicht mr'n besten Finkn raus.
's sei doch su viel Leit in Haus.
Trala u. f. w.
3. Ich wullt, 's wär meine schworze Kuh
Uns rute Kalblä drzu.
Do wullt ich ka Wort verliern
Un mit dr Ruß offs Lond tschafschieren,
Trala u. f. w.
4. Ka Mensch ist schuld ols mei Fra,
Ich haura da Arm un de Baa entzwa.
Hätt se dr Kog ze frassen gahn,
Könnt ma Finkl a nuch labn.
Trala u. f. w.
5. Ruß, koch en Urdeppsbrei,
Steck a gebroins Spägl nei,
Tu a bißl Buttr no brenna,
'ch war drweil am Buglhard renna.
Trala u. f. w.
6. Man Sühnen (Söhnen) ho ich olls übergahn
'ch ho'r a grob a Schock am Labn,
Kümmt mr ower aner wag,
Do schmeiß ich d'onnern olla in Drack.

Ur hörts uhm aa.

(Wenzel Großmann)

A su a rachts Dunnerwatter is ka Gelanichkeit. Wenns gieht:
Kroch, kroch! Do larnt mr schie batn. Was obr dr Resnazersflur for
a Karl is, is net ze sogn.

Wie do verwichn des grußa Gewitt wor, is sei oltr Bott gonz
allah in dr Stub un dr Boß, deß is am dr Resnazersflur, is om Budn
un schnatt Gehack. Do ging's nu kuntinawack: Kroch! Bliß! Kroch!
Bliß! Kroch! Kroch! daß de oltn Jansterla hom gezittert wie ospaners
Lab. Nu wurd'n olin Bott ongst un 'r schreit zu dr Budestiech nauf
gottsjämmerlich: „Flur! Flur! Flur!“ — „Was is däh?“ bläkt dr
Flur nunter. „Kumm runter“, schreit dr Bott, „'s dunnerwatter got
a su guttmetterlich.“ — „A“, gruntscht dr Flur ibt da Stiech nunter,
„ich hörts um aa.“

Seff, der Rußbuttenhändler.

(Franz Neukirchner, Göttersdorf.)

Seff aus Reischdorf, wie einer nur viel gereist, berebt und keck,
Hatte einst bei seinem Wandern einen unverhofften Schreck.
Aufgetürmt zu stattlicher Höhe ist der Butten große Zahl,
Festgeschnürt hat er die Krage, frisch geht's über Berg und Tal.
Doch der Sonne heiße Strahlen machen unsern Seff bald warm. —
Heit kimmt schie nuch e Gewitt, 's Hitz, daß Gott erborm.
's fliegt mr's Buglviach su niedrich, docht mr's schie in gonzn Morgn,
Wenn mr a olta Fra begegnt, gieh ich ollemol en Sorgen.
's kom a nuch de Kog gesprunga, wie ich vu drham waggung,
Wenn net 's bißl Labn drohing, wär kan Schritt ich heit gegonga.
Guckt nár hie, dort brängts de Wolkn tormbuch schie fürgeschum,
Grod om Obnd kummt des Wattr! (Fernes Donnern.)
Hörcht, es rumplt a schie drum! —
Wertsheiser gits sonst mehr ols nötig, obr wenn mr mol ans braucht,
Is gewiß jo kans ze findn. (Es donnert heftiger.)
Jessas! härt nár, wie's schie krocht! Bam un Bam un nisch wie Bamr,
Hom se uns do har geseht. Weit un brat ka Häuß sieht mr! (Ein starker Schlag.)
Gott sei mr gnadich un barmherzig! Sakrewunne, des wor e Schloch!
Troppn schmeißt's ols wie de Zwonzgr, heit ward noch e feint Toch.
Wätr tu ich su net lasn, dr Storm tut schie de Bamr biegn,
's könnt mr sist dr Ruß drsasn, ich wer mich o de Tonn nischmiegn.
's ko ka Tröppl Regn do runtr, Aft sei dro ols wie mei Baa,
Na kroch zu, do stieh ich sichr, ko getrust die Geschicht osah!
Holt, do derf ich doch net wartn, 's wär a bißl viel gewocht,
In die hudn Bam heits nei, hommr in dr Schul gesocht.
Dr Krag tuts nisch, die moch do stieh, dr Ruß bleibt trockn wie ner wu.
Ich wär in de Jugend neikriechn, weit genuch is vu dr Tonn,
Heits in die, werds mich net treffn, do nei sei a feis Poor Sponn.
Kreiz! Wor des a darbr Buchr, Schlußn schmeißts ols wie de Feist,
Ofn Kup nauf so ne Rettich, könnt mrs schie galam, des beißt.
(Ein blendender Strahl, dem ein furchtbarer Schlag folgt; die alte
Tanne liegt in Trümmern.)

Ulmachtger Gott! dos wor mei Legtes, in dr Tonn hots neigeha,
Satt ner o! Of lautr Brocka, lautr Stückla gruß un kla.
Hockt ner o emol e Stangl, gleich werd ant eigesteckt,
Wär des do e Mensch gewasn, Zuchthaus wär ne gonz gewiß.
Was ko mochn do's Forschtwasn un wenns tut a nuch su bieß,
Garachtr Gott! Wu is de Krag hie? E anzichs Trochbond hängt do drin,
De-gonzn Buttn lautr Spänle, des is olls, was gebliebn.
Wenn a ich's könnt noch vergassn, was werd mei Olte sogn?
Ro ich des Zeich hamtrogn? 's Unglück is net zu ermassn.
Kruzi Terkn! Is dös a Garachtichkeit von Obren, an orma Teiss ruiniern?
Runnt er dann Schloch net döbern, mußt er'n grob do har fñhrn?
Mr sollt's net denken! Bei hallerlichten Toch,
Do war ich doch a sah, wu ich hie schloch!“

A su bista!

(Wenzel Großmann.)

A verflucht Wag is dar imr'n Reischbarg! War schie amol mit zwa Pfar naufgafohrn is unn hot'n Woogn vull gepflostet gahottn fr dreia, dar ward mr Gelam gahm.

Dr Hons-Toffl-Grüßr kohm do nachtn vu Koodn mit an tiching Fuder Schtruh; sei Flurl wor a drbei. Nu kohma ja on Reischbarg. Oha! Do schinna da Pfar! Nu Leit, die Kummedia hett'r sah selln. Dr Grüßa, des is dr Bootr, schiebt un brüllt: „Wir! Wir! Wir!“ De Pfar hom ogagriffn wie narrisch, obr dr Woogn blub stieh. „Nu Dunntwatter“ schreit dr Olta, „Flurl, greij du in de Spang; iza war ich zu die Himmlhund sah!“ Nu heit dr Hons-Toffl-Grüßr in de Pfar un flucht un sakramentiert, doß sich dr Himml mecht aufstu! De Pfar ziha o wie de Barn: se haua, schlogn, beißn, springa übr de Sträng unn dr Wogn blätt stieh, jo Leitla, blätt stieh. Nu kummt's klane Flurl zum Bootr un socht: „Mit Fluchd unn Schaltu zwingt'r nisch, Bootr.“ Versuchs mit'n Batn! Dortn gleich vier uns stieht ohn Stroßngrobn dr heilicha Johannes; riest'n amol o, ich war drweil de Pfar in da Hend namma un de Peitsch. Dos lächt'n Hons-Toffl-Grüßr ei. Mit'n Hut in dr Hond stieht'r vur'n heiling Johannes unn batt. 's Flurl heit in de Pfar un schreit, unn schreit, unn dr Wogn blätt stieh, blätt stieh. Nu schreit 's Flurl vu de Pfar riebr zum Bootr: „Dr heilicha Johannes werd holt eier Batn net heern, ar stieht jo ze hoch drum of dr Säul!“ 's Flurl wor a gescheit Boß, dr Bootr obr nuch gescheit. Kammst, daß dr Flurl des Wort aus'm Maul hott, klettert dr Bootr schie o dr stantna Säul in de Höh. Wie'r ganz uhm wor, mr sullt's net denken! stürzt dr heilicha Johannes zammst dr Säul um. Nu obr iza! Dr Boß heit in de Pfar wie besassn. De Pfar sei drschrockn ibr dos Gepurzel unn zica o wie dr Teisl, unn dr Woogn, host'n gefah! Dar gieht naus übern Reischbarg wie's Dunntwatter. Nu stieht dr Bootr langsam auf, guckt erscht enne Weil en heiling Johannes o unn socht nocht za ihm: „A su bista! Wenn mr diech net imreißt, herrschta nisch!“

Mei Höll. (= Ofenbank).

(Eduard Heger).

1. War is, dar mr dann Art wull nennt,
Noch schöner ols des Zelt bei Reichen,
Aus dann, wenn selbertschts Häußl brennt,
Ich üm kann Preis dr Walt war weichen?
Dar schiene Ort, des is mei Höll!
2. Die Woch long ward su rümhontiert,
Un wenn geprollt sei olla Gliedr,
Un wenn mr Sunnombd hammaschiert,
Wie leit sich's do so hamlich niedr,
In meinr finstern schworzn Höll.

3. Wenn meine Olta giftig schnorrt
Un Feier speit grod wie de Drochn
Un übrn Dompf vo gestern morrt,
Nu denk ich mr mit stilln Lochn:
„Wie is doch schie do in dr Höll!“
4. Wenn onnera Kinner in dr Schul
Bei Pfarla bis o d' Deck nauffspringa,
Spieln meina Boßn flessich „Wuhl!“
Un treibn gor orcha, näcksche Dinga,
Die schlachtu Bößla in dar Höll.
5. Wenn an mit Häußl Kind un Weib
Dar Wintz will in Schnee imbringa
Un an de Kält drstorrt in Leib,
Daß offn Doch de Schinnln springa,
Dann is am schönstn in dr Höll!
6. Trogn amol nimmer mich de Baa
Un werd mei Lichtl ausgeblojn,
Hotts ka Gedrosch, mochts ka Geschraa,
's leit sich worm a untern Roßn,
's gieht nauf gegn Himml aus dr Höll!



14. Sagen.

a) Sagen von der Marzebilla.

(Nach J. Hofner, Großmann und J. Wettengel.)

Viele Sagen erzählt man sich hierorts von der Marzebilla. Sie soll eine alte Jungfer aus Sahung sein, die sich im strengen Winter verirrt und erfro. Der Volksglaube läßt sie weiterleben und in den Wäldern um den Haßberg herum Wunderdinge tun.

Eine andere Sage berichtet über Abstammung der Marzebilla folgendes:

Zwischen den Besitzungen der Herren von Haßberg und Sonnenberg, umgeben von prächtigen Nadelwaldungen, lag das herrliche Schloß Weitenhau, dessen Herr ob seiner Güte im ganzen Lande wohl bekannt war. Seine einzige Tochter Marzebilla, welche ihn an Herzensgüte noch übertraf, hatte zahlreiche Anbeter. Ihr Herz hatte sich für den Ritter Siegfried von Sonnenberg entschieden. Darüber war Kuno von Haßberg, welcher auch zu ihren Verehrern gehört hatte, verärgert und sann auf Rache, zu deren Ausführung ihm das Hochzeitsfest auf Weitenhau Gelegenheit geben sollte. Groß war die Zahl der Ritter, welche sich zum Feste eingefunden hatten. Nichts ahnend, hatte man auch Ritter Kuno geladen, welcher mit einem Ritter aus Kaaden Trauzeuge war. Den Abschluß des Hochzeitsfestes bildeten Kampfspiele auf dem Turnierplatze des Schlosses. Eben wurde abgeblasen und die zuschauenden Rittersfrauen wollten bereits die Siegerpreise verteilen, als man gewahrte, daß Siegfried von Sonnenberg mit Kuno von Haßberg in einen erbitterten Kampf geraten war. Plötzlich fiel das Haupt Siegfrieds in den Sand, während der Mörder floh. Voll tiefen Leides preßte Marzebilla das Haupt des ihr vor wenigen Stunden anvertrauten Gatten an ihr Herz, erhob es dann gen Himmel, hiebei gelobend, nie mehr in einem Rittersaale zu weilen und ihr Schicksal mit dem ihres Mannes teilen zu wollen.

Der Himmel rächte bald die Tat. Ein mächtiges Gewitter erhob sich, das Schloßgemäuer der Burg Haßberg begann zu wanken, Feuer schlug aus der Erde und verzehrte Ritter Kuno.

An nebelgrauen Tagen sieht man einen Reiter ohne Kopf durchs Gehege jagen und Marzebilla läßt sich öfters als abgehärmtes Weiblein sehen. Sie trägt an ihrer Hand einen blechernen Handschuh.

Schlimmes wird ihr wenig nachgesagt. Sie ist mehr schalkhaft und vergilt öfter den verursachten Ärger durch wohlthuende Überraschungen. Die Waldarbeiter bekamen ihre Nähe zu spüren. Sicherlich geschah dem ein Schabernack, welcher abends vor dem Heimgehen für sie nicht ein Stückchen Brot oder Semmel im Walde zurückgelassen hatte. Entweder war ihm die Feile abhanden gekommen oder fehlte ihm am anderen Tage sein Tabaksbeutel; auch ereignete es sich zuweilen, daß er anstatt des höl-

zernen Reiles einen Stein in Händen hielt. Wenn nun der Geneckte seinen Ärger durch Fluchen kundgab, lachte die Marzebilla laut und höhnisch hinter seinem Rücken. Die bezeichneten Gegenstände aber fand der Holzmacher gewöhnlich wieder. Hatte aber jemand des öfteren ihren Wünschen nicht entsprochen, so trat sie mit härteren Strafen auf. So fand z. B. der betreffende seine Krage, auf welcher sich aufgelesenes Klaubholz befand, mit Steinen beschwert, sodaß er dieselbe nach vergeblichen Bemühungen unwillig abwarf.

Mitunter trat die Marzebilla auch als Waldhüterin gegen unberechtigte Klaubholzsammler auf. So gingen einst 4 Männer ins Sonnenberger Revier, um Holz aufzulesen. Einer von ihnen hatte sich den vorgeschriebenen Erlaubnisschein nicht beschafft. Er wurde deshalb von der Marzebilla mit dem steten Zuruf „Hier sei schöne Ast“ solange im Walde herumgeführt, bis er ganz ermüdet zu seinen Gefährten zurückkam. Diese hatten ihre Schlitten bereits voll geladen, während er selbst auch nicht einen einzigen dünnen Ast sein eigen nannte.

Ein anderes Mal sammelte Johann Bärkl aus Ulmbach mit seinem Vater Holz. Da hörte der Sohn, der sich ein Stück vom Vater entfernt hatte, seinen Namen rufen. Er gab Antwort, hörte aber bald wieder den Ruf von einer anderen Seite. Zu seinem Vater zurückgekehrt, stellte er ihn ob des Rufens zur Rede. Doch dieser zeigte sich ganz erstaunt, da er keinen Laut von sich gegeben hatte.

Da hörte man hinter sich ein höhnisches „Hi—hi—hi!“ und wußte, wer es gewesen war.

Auch den Grasmähern machte sich die Marzebilla bemerkbar. Als einst fünf Arbeiter am Haßberge mähten, versteckte sie vieren das Dengelzeug und als sich die Mäher setzten, um die Sensen zu schärfen, hörten sie den spöttischen Ruf: „Fünf Grasmahnder und nur ene Tiptap!“ welcher Zuruf sich immer wiederholte, bis die Mäher endlich Hammer und Dengelstock gefunden hatten.

Beeren- und Schwämmesammler wissen auch viel von ihr zu erzählen. Marie Sattler aus Sebastiansberg suchte in der Kieferheide (Haßberger Revier) Beeren. Da bemerkte sie ein Weiblein, angetan mit einem Zipfelpelz, einem grauen Tüchlein und einem alten Rock. Das Weibchen, die Marzebilla, tauchte bald hier, bald dort auf, führte die Genannte soweit in die Heide hinein, daß sie keinen Ausweg fand und erst nach vielen Irrgängen wieder auf den richtigen Weg kam.

Gar oft führt die Marzebilla Beeren- und Schwämmesammler in schier undurchdringliches Dickicht. Fluchen dann die Leute, so überläßt sie diese ihrem Schicksale, beten sie aber, dann führt sie dieselben auf beerenreiche Stellen, von wo aus die Leute den Heimweg leicht finden.

Im Monate August schritten einst, noch ehe der lichte Strahl der Sonne die Tannengipfel vergoldete, einige junge Leute in den Wald, um Schwämme zu suchen. Bald fanden sie solche in Hülle und Fülle. In kurzer Zeit waren ihre Körbe gefüllt. Schon dachten sie daran, den Heimweg anzutreten. Doch, o Jammer! Keiner war imstande, sich über den jetzigen Aufenthaltsort klar auszusprechen. Lange schritten sie durch

dick und dünn. Endlich fingen sie an, weidlich zu schimpfen. Des öfteren hörten sie ein ersticktes Richern. Je rascher sie in der Richtung des vermeintlichen Spötmers vordrangen, desto mehr verirrten sie sich und ermüdeten sie. Schon sank der Abend nieder und sie waren immer noch im Walde. Mit dem Verschwinden der Sonne war aber auch ihr Mut dahin. Leise flehten sie in ihrer Erschöpfung zu Gott um Hilfe. Da erschien das alte Mütterchen mit der blechernen Schelle. Schnell erhoben sich die Müden und schritten dem geisterhaften Wesen nach. Schon nach einer halben Stunde waren sie aus dem Walde. Lange aber noch dachten die Burschen an jenen Tag.

Ein Mädchen, dessen Mutter zu Hause schwer krank lag, erhielt einst von der Marzebilla ein Kräutlein und sollte dieses der Kranken kochen. Das Kind tat, wie ihm befohlen und die Mutter wurde bald wieder gesund.

Anton Strubl aus Sebastiansberg suchte im Haßberger Revier Schwämme. Ganz erschöpft und verstört kam er nachmittags nach Hause. Er erzählte, daß er von der Marzebilla irreführt worden sei und daß dies seinen Tod zur Folge haben werde. Wirklich wurde er bettlägerig. Der herbeigerufene Arzt bezeichnete den Zustand für ungefährlich. Der Kranke aber sagte nach dem Weggange des Arztes: „Glaubt dem Doktor nicht, was ich gesehen habe, redet mir niemand aus! Ich muß sterben.“ Und wirklich war der kräftige Mann in acht Tagen eine Leiche.

Als in Kallich das Eisenwerk noch in Betrieb war, schaffte man von Schmiedeberg und Orpus Eisenerz dorthin. Fuhren die Frächter im Winter, so wurden sie beim Haßberg von der Marzebilla erwartet. Sie war jeden Tag anders, doch immer recht sauber gekleidet. Am Schlittensfahren schien sie Gefallen zu finden, denn oft stellte sie sich rückwärts auf und fuhr soweit mit, bis die Knechte anfangen zu schimpfen. Dann sprang sie ab und ließ als Trinkgeld ihr höhnisches Lachen zurück.

Im strengen Winter, wenn die Waldungen um den Haßberg herum menschenleer waren, besuchte Marzebilla auch die Wälder am Abhange des Erzgebirges. Ein Sagunger Köhler, in der Gegend nur der Köhlerfriz genannt, kohlte in den Märzdorfer Waldungen. Eines Tages hörte er seinen Namen rufen. Als er aufschaute, bemerkte er in der Ferne ein Weib, das er für seine Gattin hielt. Dieses rief ihm zu, er möge Haue und Spaten mitbringen. Als er, mit den genannten Werkzeugen versehen, näher kam, erkannte er die Marzebilla. Sie führte den Köhlerfriz zu einem mächtigen Steine, ihn auffordernd, mit Hand anzulegen und ihn aufzuheben. Der Köhler war stark, lachte aber trotzdem ob dieser Zumutung. Da jedoch Marzebilla immer wieder zum Zugreifen aufforderte und selbst Hand anzulegen schien, griff Friz zu und siehe! der mächtige Stein hob sich und neigte sich auf die andere Seite.

In der Höhlung unter dem Steine gewahrte der Köhler einen Haufen Goldes. Schon wollte er zugreifen, als Marzebilla schrie: „Der Meiler brennt!“ Friz blickte erschrocken rückwärts und ließ dabei den Stein los, der in seine ursprüngliche Lage zurückfiel. Marzebilla lachte den Köhlerfriz tüchtig aus. Er versuchte nachher wiederholt, den Stein

zu heben, fand auch gläubige Helfer, doch alle Mühe erwies sich vergebens — der Stein liegt noch heute auf seinem Plage.

Ein andermal fuhr ein Bauer aus Neudorf in den Wald um Holz. Plötzlich blieb sein Gespann stehen und konnte nicht weiter. Er sah sich um und erblickte auf dem hinteren Ende des Wagens ein altes Weib, das er an dem Blechhandschuh gleich als die Marzebilla erkannte. Sie bat ihn, mitfahren zu dürfen. Allein der Bauer sagte, sie sei zu schwer und als sie nicht absteigen wollte, schlug er sie so, daß sie herabfiel. Zu Hause angekommen, fühlte er sich unwohl und mußte sich ins Bett legen. In acht Tagen war er tot. Der Leichnam jedoch war plötzlich verschwunden. Erst nach Jahren fand man beim Fällen alter Bäume im Walde ein Gerippe, das man an einem Amulett als das des Bauers erkannte.

Zur Sommerszeit mähten einst einige Schnitter das Gras am Rande des Kieferwaldes. Um Mittag, als im Dorfe gekläutet wurde, erschien die Marzebilla und forderte die Mäher auf, zu beten. Diese waren jedoch hiezu zu faul. Als sie nachher zur Quelle gingen, um zu trinken, fanden sie Blut statt des Wassers. Einer der Schnitter wollte sich besser überzeugen und stieß mit dem Stocke in den Schlamm. Da erschien die Marzebilla, gehüllt in einen feinen Nebel, sprach eine Formel und der Schnitter verwandelte sich augenblicklich in ein Aschenhäufchen.

b) Der törichte See.

(J. Hoßner.)

An der Grenze der Reviere Haßberg und Sonnenberg heißt noch heute eine Waldstrecke „Der alte Teich“; ein dabei befindlicher Graben wird „Flößgraben“ genannt. Hier soll vorzeiten ein See gewesen sein, der vom Volke als töricht (= unheimlich) bezeichnet wurde. Über diesen See berichtet die Sage folgendes:

Einst fällte ein Mann aus Sebastiansberg namens Georg Kastner in der Nähe dieses Sees Holz. Auf einmal kam ein Ritter dahergesprengt, dessen Roß und Rüstung ebenso blau waren als sein blaugeschupptes Haupt und sein übriger Körper. Anfangs fürchtete sich Kastner, als ihn aber der Ritter fragte, ob er den törichten See kenne, sagte er Mut und führte den Ritter zum Ufer des Sees. Auf dem Wege dahin erfuhr Jörg, daß ein Niz des Ritters Gemahlin gestohlen und in dem törichten See verborgen habe, ferner, daß er gekommen sei, die Getaubte zu holen. Jörg mußte das Roß halten und der Ritter sprang mit gezücktem Schwerte in den See. Bald darauf hörte Jörg ein schreckliches Jammern und langsam färbte sich das Wasser des Sees blutrot. Hierauf kam der Ritter, sein treues Weib im Arme, zum Vorschein. Als Lohn für die geleisteten Dienste erhielt Kastner einen Beutel, in welchem ein Kreuzer lag. Wann immer der Beschenkte den Beutel anfühlte, befand sich jedesmal ein Kreuzer darin. Sicherlich wäre er ein reicher Mann geworden, hätte ihm nicht ein Dieb sein Kleinod entwendet.

c) Das Wunschfläschchen.

(J. Großmann.)

Bevor die Eisenbahnen aufkamen, vermittelten die Reischdorfer den Handel zwischen Böhmen und den übrigen Ländern. So fuhr auch einmal ein Reischdorfer nach Nürnberg. Auf der Fahrt geschah es, daß er bei eingetretenem Regen- und Sturmweather mit seinem Fuhrwerke in einen Abgrund fiel, wobei Wagen und Rosse zerschmettert wurden. Er fluchte und jammerte, allein alles vergebens.

Plötzlich fühlte er, daß ihm jemand auf die Schulter klopfte. Sich umschauend, gewahrte er einen sonderbar gekleideten Mann, der ihn fragte, weshalb er so jammere. Der Fuhrmann zeigte auf seinen Wagen und erzählte ihm sein Unglück. Da zog der Fremde ein Fläschchen aus der Tasche, in welchem sich ein Ding hin und her bewegte. Er sagte zum Fuhrmann, er solle ihm einen Taler hiefür geben; wenn er das Fläschchen rüttle und sich dabei etwas wünsche, so werde sein Wunsch in Erfüllung gehen. Nur müsse er das Fläschchen dann billiger verkaufen, als er es eingehandelt habe.

Der Fuhrmann zahlte voll Freuden das Geld und wünschte sich das schönste Haus in Nürnberg. Dort lebte er nunmehr in Hülle und Fülle. Eines Tages aber, als er wiederum im Wirtshause saß und mit Geld um sich warf, sah er einen besser gekleideten Herrn, der ihn seltsam anblickte. Der Fuhrmann ging auf ihn zu und fragte ihn, warum er ihn so anschau. Der Fremde erwiderte, daß ihm seine Verschwendung auffalle. „Ja“, sagte der Reischdorfer, „ich habe da ein Fläschchen, damit kann ich mir alles wünschen, was ich will. Um einen Taler will ich es euch verkaufen.“

Der Fremde zahlte die geforderte Summe, nahm das Fläschchen, sprach einen Zauberspruch darüber, wobei es in tausend Stückchen zersprang. Das darin befindliche Ding ward eine Schlange, die so stank, daß der Fuhrmann in eine Ohnmacht sank. Als er erwachte, befand er sich auf der nämlichen Stelle, wo sein Gespann zu Grunde gegangen war. Er ging nach Nürnberg, um zu sehen, was aus seinen Reichtümern geworden sei. Da sah er auf dem Balkone seines Hauses eine Gestalt, die ihm zuwinkte. Er trat ins Haus; allein die Leute waren ihm fremd und die Gestalt war verschwunden.

So kehrte er ebenso arm zurück, als er ausgezogen war.

d) Die Wechselbutt vom „Schwarzen Busch.“

(Nach J. Wettengel.)

Jenseits der Raadnerstraße sieht man noch jetzt veraste Steinhausen und Halben, welche angeblich aus jener Zeit stammen, wo in unserer Gegend der Bergbau in Blüte stand. Bei einer solchen Halde stand noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein mächtiger Baum, der als Überrest des „Schwarzen Busches“ galt. Dasselbst soll zu Beginn des

17. Jahrhunderts Samson Schindler von Hohenwald, kaiserlicher Rat aus Joachimstal, die „Schwarze Busch-Zeche“ angelegt haben, von der folgende Sage geht:

Der Betriebsleiter dieser Zeche war Kaspar Ulrich, ein gewissenloser, habgieriger Mensch, der seine Untergebenen herzlos behandelte, ja selbst davor nicht zurückscheute, ihren Lohn zu kürzen, um sich bereichern zu können. Seinen besonderen Haß hatte sich sein Nachbar, der Schuhflicker Gottlieb Ruhl, zugezogen. Er brachte die gottesfürchtige Familie in große Not, als er seinen Bergknappen verbot, bei ihm arbeiten zu lassen. Sooft des Schuhflickers Weib zur Kapelle ging, verhöhnte sie Ulrichs Tochter mit den Worten: „Jetzt komm's Betwahr!“. Der Pfarrer zu Přebník, dem die arme Frau öfter ihr Leid klagte, tröstete sie mit den Worten: „Laßt sie nur schelten, Gottes Strafgericht wird nicht ausbleiben.“

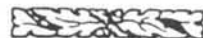
Einst war wieder das Fest Peter und Paul gekommen. Alt und jung ging zur Kirche. Nur Ulrich und seine Tochter zogen es vor, statt Gottes Wort zu hören, einen Spaziergang zur Zeche zu machen. Während des Gottesdienstes war ein mächtiges Gewitter aufgezogen und Bliß folgte auf Bliß. Die Kirchenbesucher eilten nach Beendigung ihrer Andacht rasch nach Hause; auch Ulrich schritt mit seiner Tochter seinem Heime zu.

Plötzlich fuhr ein greller Blißstrahl hernieder, welcher sein Haus zündete. Wie ein Wahnsinniger stürzte Ulrich mit dem Rufe „Mein Geld, mein Weib!“ in das brennende Gebäude, während seine Tochter lärmend und schreiend herumrannte. Ulrich und sein Weib konnten aber nur als verkohlte Leichen geborgen werden. Überall aber hieß es: „Das ist Gottes Strafgericht!“

Für Johanna, dem einst so stolzen Mädchen kam eine schwere Zeit: Gaben heischend, mußte sie von Haus zu Haus ziehen. Jahre vergingen indes, ohne daß sich im Dorfe viel änderte. Nur der Erzeichtum der „Schwarzen Busch-Zeche“ hatte nachgelassen, sodaß die Bergknappen gezwungen waren, fortzuwandern. Im verlassenen Zechenhause schlug nun Johanna, die niemand beherbergen wollte, ihre Wohnung auf. Wenn sie ins nahe Dorf kam, fand sie, der man den Namen „Wechselputt“ beigelegt hatte, überall verschlossene Türen.

Da traf es sich einmal, daß zufällig eine Haustür offen stand. Hastig eilte sie in das Haus und verlangte Essen. Die mitleidige Hausfrau verabreichte ihr auch einen Topf voll Suppe, gab ihr aber keinen Löffel dazu. Als die Wechselputt einen begehrte, legte die Frau ihr einen großen Schöpfloßel hin, womit sie aber nichts anfangen konnte. Darüber erboßt, verließ sie fluchend das Haus.

Drei Tage darauf fand man sie erfroren im Zechenhause. An der Stelle, wo ihres Vaters Haus gestanden haben soll (bei Nr. 63), will man von Zeit zu Zeit in der Dämmerstunde einen Mann mit einer Bergmannslampe gesehen haben, der in einer Mulde der Brandstätte in große Töpfe leuchtete und Schätze suchte.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort und Literaturangabe	3
A) Reischdorf in der Gegenwart	5
B) Reischdorf in der Vergangenheit	11
1. Geschichte des Ortes Reischdorf	11
2. Geschichte der Schulen zu Reischdorf	31
3. Geschichte der Kirche zu Reischdorf	42
4. Über Familien-, Tauf- und Hausnamen	47
5 a. Das Bauernhaus	48
5 b. Ackerbau	53
6. Volksnahrung	54
7. Volkstracht	56
8. Hausindustrie	58
9. Sitten und Gebräuche	58
10. Volksrecht und Rechtsprechung	69
11. Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen	72
12. Höflichkeitsformeln und Schimpfwörter	75
13. Humor und Volksdichtung	76
14. Sagen	88

